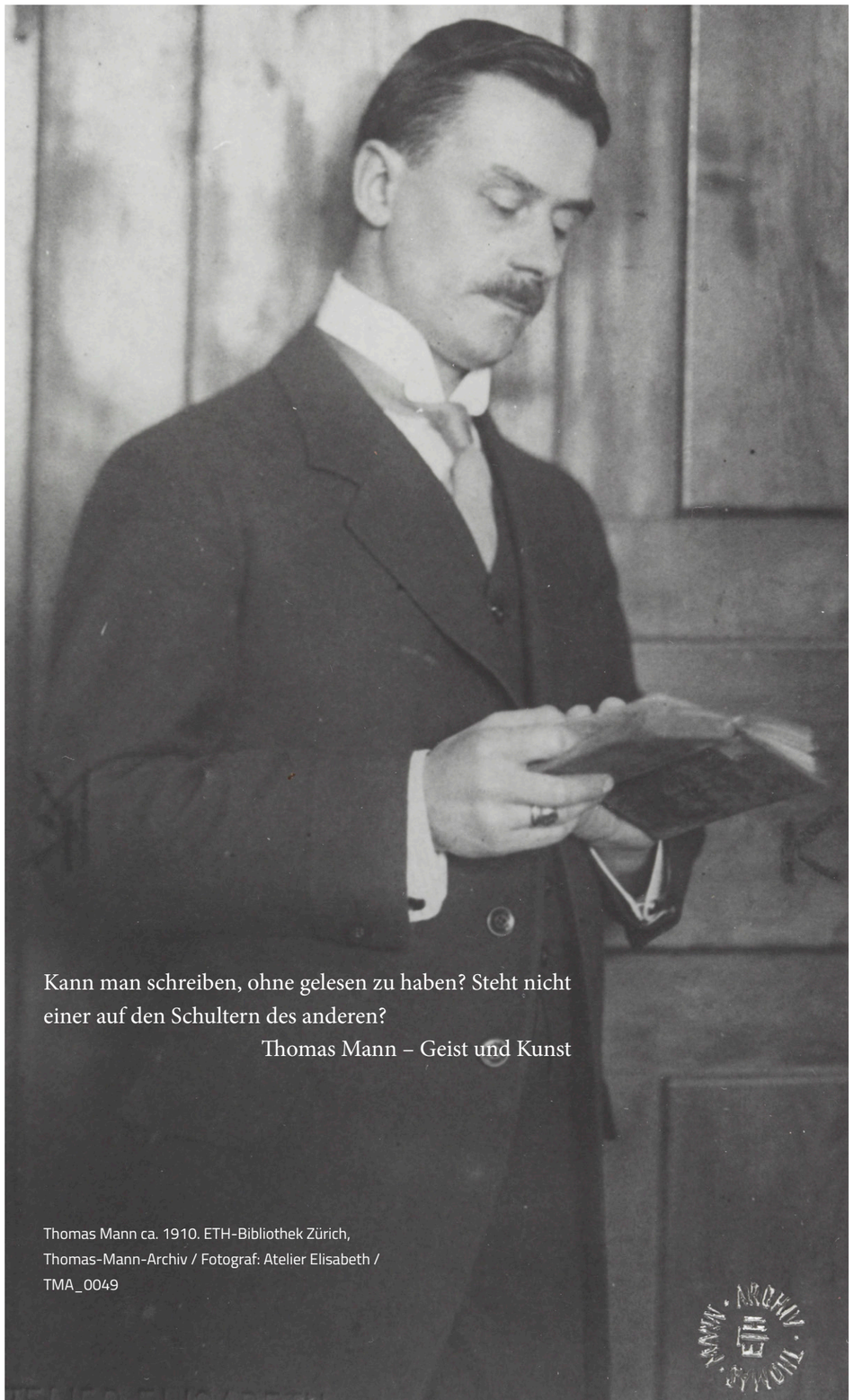
(z. B. Briefe von Hermann Hesse) halfen uns, zeitgenössische und antidemokratische Strömungen für unsere Figuren nachvollziehen zu können.

Ich bin kein Thomas-Mann-Experte. Dass Mann seine Sichtweise dann revidiert hat, ist klar. Neue Standpunkte zuzulassen und diese später auch vehement zu vertreten, zeugt von Stärke und finde ich beeindruckend – speziell hinsichtlich der Gegenwart, wo wir nur allzu oft in unseren eigenen Perspektiven (oder: „Echo-Chambers“) gefangen sind und uns zunehmend schwertun, die Meinung der anderen verstehen zu wollen, geschweige denn, die eigene Meinung auf Grund guter Argumente neu zu formulieren.

Fiktionale Literatur, (fiktionale) Biografie, Werk- und Zeitpanoramenera



Kann man schreiben, ohne gelesen zu haben? Steht nicht einer auf den Schultern des anderen?

Thomas Mann – Geist und Kunst

Thomas Mann ca. 1910. ETH-Bibliothek Zürich, Thomas-Mann-Archiv / Fotograf: Atelier Elisabeth / TMA_0049

Im Bereich der fiktionalen Literatur fallen die Referenzen zu Werken von Thomas Mann vielfältig aus. **Alain Claude Sulzer** hat bereits 2004 „Der perfekte Kellner“ verfasst, ein Roman, der eine homosexuelle Beziehung zwischen zwei Kellnern verhandelt, aus der sich einer um der Karriere willen ‚befreit‘, in dem ein älterer, schwuler „Großschriftsteller“ als Anspielung auf Thomas Mann vorkommt und durch den man sich an Lord Kilmarnock alias Thomas Mann erinnert fühlen kann. Den verschiedenen Bezügen zu „Felix Krull“ fehlt allerdings eins: die humoristische Grundstruktur. Alain Claude Sulzer hat uns mit einer Anekdote aus dem Hotel „Baur-au-Lac“ in Zürich, in dem Thomas Mann bekanntlich gerne abstieg, von einer privaten Verbindung zum Autor erzählt.

Wie Felix Krull wollte **Hans Pleschinski** als 18-Jähriger leben, er reiste ihm nach Paris und Lissabon ‚nach‘, bevor er zu bemerken glaubte, dass Thomas Mann „etwas altbacken“ sei – eine Einschätzung, die er revidierte. Für Pleschinski ist er witzig, von Liebesverlangen angetrieben, diszipliniert und ein Familienkümmerer, ganz abgesehen von seiner „exquisiten“ Sprache, seinem Humanismus oder kurz: seiner „zarten Stärke“. In „Königsallee“ (2013) erfindet er ein letztes Treffen Thomas Manns mit seiner früheren Liebe Klaus Heuser in Düsseldorf, was als Analogie zu „Lotte in Weimar“ gelesen werden kann.

Als Kenner des Gesamtwerks Thomas Manns identifiziert sich **Eyal Megged** selbst und seinen Protagonisten in seinem Roman „Unter den Lebenden“ (2015) mit Hans Castorp hinsichtlich der ständig offenen Frage, wer wirklich als „gesund“ und wer als „krank“ gelte.

Für **Georgi Gospodinov** entspricht „Der Zauberberg“ der Relativitätstheorie der Literatur, weshalb für ihn klar war, dass er dem Roman in „Zeitzuflucht“ 2020 seine Referenz erweisen würde – er verhandelt ebenfalls das Thema „Zeit“. Sein Protagonist gründet „Kliniken der Vergangenheit“, ausgestattet im Stil verschiedener Jahrzehnte, je nach dem Wohlfühlbedarf der Demenzkranken. Gleichzeitig geht es um das gesellschaftliche Vergessen, das Zusteuern auf eine neue „Große Gereiztheit“, die derzeit unsere Welt entzaubere.

Inger-Maria Mahlke sah sich als Lübeckerin dazu auf- und berufen, zu zeigen, dass das ‚schöne‘ Bild der Hansestadt zur Zeit der „Buddenbrooks“, das sich bei Vielen als

authentisches Zeitzeugnis etabliert habe, ein geschöntes sei: ihr Roman „Unsereins“ von 2023 problematisiert Antisemitismus, oligarchische Strukturen und Armut in der Arbeiterklasse in der Epoche des Wilhelminismus.

Auch Künstler:innen ganz neuer Genres, in denen das Werk oder die Person Thomas Manns Gegenstand sind, haben wir befragt. Bereits 2019 hat **Susanne Kuhlendahl** die erste Adaption von „Der Tod in Venedig“ als Graphic Novel, ein bislang einzigartiges Buch hinsichtlich der literarischen Texte Thomas Manns, herausgegeben. In ihrer Bildsprache verändert sie marginal die Erzählperspektive von Aschenbach zu Tadzio, d. h. sie rückt dessen Opferperspektive in den Vordergrund, um damit umgehen zu können, dass sie von Aschenbachs pädophilem Verhalten, das für sie, zumindest teilweise, auch dem Empfinden Thomas Manns selbst entspricht, „angewidert“ und darauf „wütend“ war.

Auch werden Thomas Mann bzw. sein Haus in Pacific Palisades erstmals zum Thema von Jugend- und Kriminalliteratur. **Marco Sonnleitner** hat nicht nur Novellen von Thomas Mann als Lehrer im Unterricht behandelt, sondern 2025 einen „Die drei ???“-Bände unter dem Titel „Das Geheimnis der sieben Palmen“ verfasst, in dem das verschollene Originalmanuskript von „Buddenbrooks“ vorübergehend wieder auftaucht. „Altersgerecht aufbereitet“ gibt er Thomas Manns beglückender, aber auch nicht leichte „Sprachkunst“ auch bei der jungen Generation eine Chance.

Tilo Eckardt möchte Thomas Mann ‚nahbar‘ machen, junge Leute für das Werk gewinnen, weshalb er ihn in „Gefährliche Betrachtungen“ menschlich inszeniert: der Verfasser der „Betrachtungen eines Unpolitischen“, inzwischen ‚geläutert‘, wird selbst Opfer der Anfeindungen litauischer Nazis in seinem Ferienort in Nida, weil Notizen seiner sehr deutlich gegen Hitler gerichtete Überlegungen für seine Rede „Deutsche Ansprache – Ein Appell an die Vernunft“ in die falschen Hände geraten sind. Es einfaltet sich ein – wie heute durch soziale Medien möglicher –, aber gut ausgehender „Histokrimi“.

Biographische Fakten untersucht **Peter Lange** hinsichtlich der für Thomas Mann herausfordernden Zeit der Bemühungen um eine neue Staatsbürgerschaft in „‘Prag empfing uns als Verwandte‘ – Die Familie Mann und die Tschechen“ (2021). Er hat uns von seiner Recherchearbeit berichtet, lässt die erst in der Not entwickelte „späte Liebe“ Thomas Manns zu den Tschechen nicht unerwähnt, schätzt ihn aber dafür, dass er im Gegensatz zu sehr vielen anderen die richtige Richtung einschlug.

Oliver Fischer hat sich in seinen vor kurzen veröffentlichten Forschungsergebnissen mit der einseitigen homosexuellen Zuneigung Thomas Manns zu Paul Ehrenberg beschäftigt. Thomas Mann erweise sich als gefühlsmäßig nicht Ausbalancierter, der fast bettelnd Liebe und Zuneigung von Ehrenberg einfordere. Fischer berichtet uns über seinen persönlichen Zugang zu Thomas Mann, von „Gender Trouble um 1900“ und – trotz heutiger relativer „Freiheit an geschlechtlicher Diversität und individuellen Lebensformen“ – von gegenteiligen Anzeichen, die er in westlichen Gesellschaften wahrnimmt.

Ganz aktuell sind sowohl im „Zauberberg“-Jahr 2024 als auch im Jahr des 150. Geburtstags Thomas Manns 2025 eine Vielzahl von Neuerscheinungen zu verzeichnen. „Zauberberge. Ein Jahrhundertroman aus Davos“ (2024) von **Thomas Sparr** listet Schlüsselworte des „Zauberberg“ alphabetisch auf, erklärt sie und dokumentiert deren Gültigkeit für die Jetztzeit.

Nach **Andreas Lesti**s „Zauberberge – Als es die Dichter und Denker auf die Schweizer Gipfel zog. Auf den Spuren von Thomas Mann, Friedrich Nietzsche und Theodor W. Adorno“ von 2022 – Lesti hat uns mit einem adaptierten „Schneekapitel“ geantwortet – oder Zeitpanoramen wie das von **Unda Hörner** (Der Zauberberg ruft! Die Boheme in Davos, 2022) über Davos, das von **Stefan Bollmann**, der Thomas Manns Nicht-„Originalgenie“ als Schreibender sowie

sein „wortmächtiges Plädoyer für Individualität und Freiheit“ bewundert, über die Münchner Moderne („Zeit der Verwandlung. München 1900 und die Neuerfindung des Lebens“, 2023) skizzieren europäische Kulturgeschichte, in der Thomas Mann eine Rolle spielt.

Alain Claude Sulzer – Roman

Fotografin: Lucia Hunziker

Alain Claude Sulzer, 1952 in Riehen geboren, ist ein Schweizer Schriftsteller und Übersetzer, der in Basel, Vieux Ferrette und Berlin lebt. Er ist ausgebildeter Bibliothekar und war als Journalist tätig, von 2008 bis 2011 auch als Juror bei den „Tagen der deutschsprachigen Literatur“ (Ingeborg-Bachmann-Preis). Er verfasst Essays für die Neue Zürcher Zeitung, ist Mitbegründer des Festivals „LiedBasel“ und literarischer Berater des Projekts Haydn2032. Vor allem hat er mehr als 15 Romane und Erzählungen, die in zahlreiche Sprachen übersetzt wurden, sowie mindestens fünf Übersetzungen aus dem Französischen veröffentlicht und wurde mit diversen Preisen ausgezeichnet. „Ein perfekter Kellner“ gilt als sein internationaler literarischer Durchbruch:

Sulzer, Claude: Ein perfekter Kellner. Bern 2004.

Unter „Thomas Mann adaptieren“ kann man sich Unterschiedliches vorstellen. Erika Mann tat es, als sie das Ihre zum Drehbuch der Felix-Krull-Verfilmung beitrug. Aus Madame Houpflé etwa, der Witwe eines Kloschüsselfabrikanten, machte sie kurzerhand eine Gänseleberfabrikantenwitwe. Aus welchem anderen Grund als deshalb, weil die Herstellung von *Foie gras* in den Augen deutscher Nachkriegskinogänger wohl weniger anrüchig war als die Fabrikation von WCs? Auch sonst hat sie einiges adaptiert, um nicht zu sagen, korrigiert. Sie tat, was sie jedem Fremden, der sich am Werk des Vaters vergangen hätte, wohl strengstens untersagt haben würde: Sie veränderte einen Text, der nicht von ihr war, ohne Zustimmung des Urhebers, aber im Glauben, seine Zustimmung aus dem Jenseits zu haben. Sie durfte es sich aus einem einzigen Grund erlauben: Sie war die Tochter. Das schien ihr jedes Recht dazu zu geben.

Adaptieren bedeutet anpassen oder vielleicht auch anlehnen, so wie man sich in den Schutz eines anderes begibt, an dessen starker Schulter man sich in Sicherheit wiegt. Die Figur des „Großschriftstellers“ Klinger in meinem Roman „Ein perfekter Kellner“ ist unzweifelhaft Thomas Mann nachempfunden. Während dieser Umstand den meisten Lesern beim Erscheinen des Buchs ziemlich egal war, entging er den Kritikern natürlich nicht. Um solche Dinge zu ent-

schlüsseln und zu benennen, sind sie ja da – doch in meinem Fall bedurfte es keines Schlüssels, um irgendein Geheimnis zu lüften, die Tür stand sperrangelweit offen. Weil Thomas Mann 2004, als das Buch erschien, schon lange tot war, nahm man meine „Aneignung" unaufgeregt zur Kenntnis. Niemand echauffierte sich, Persönlichkeitsrechte hatte ich offenbar nicht verletzt, es gab kein „juristisches Nachspiel" wie es kürzlich im Fall von Christoph Peters' Roman „Innerstädtischer Frieden" aufgeführt wurde, als sich ein echter Galerist in einem glaubhaft fiktiven Galeristen wiederzuerkennen glaubte und dagegen klagte. Ohne Erfolg.

Dass Thomas Mann mein Porträt Klingers gefallen hätte, glaube ich aber nicht. Dass er, dem Anspielungen auf reale, noch lebende Personen im eigenen Werk nicht fremd waren, etwas dagegen unternommen hätte, wenn ein Autor zu seinen Lebzeiten ein literarisches Bild von ihm gezeichnet hätte, kann ich mir allerdings nicht vorstellen. Seltsam übrigens, dass ihm genau das zu Lebzeiten meines Wissens nicht widerfahren ist. Dabei hatte er Feinde und Neider genug, die ihn aufs Korn hätten nehmen können, wie es sein Sohn Klaus mit seinem verflossenen Liebhaber Gustaf Gründgens tat.

Klinger ist nicht der Protagonist meines Romans, er hat eher die Funktion eines Katalysators. Tatsächlich war er als Hauptfigur gedacht, als ich das erste Kapitel eines nie vollendeten Romans zur Seite legte. Erst Monate später begann ich mit einer neuen Erzählung, in der ich die Perspektive der Hauptperson radikal wechselte. Hier stand nun nicht mehr der im Mittelpunkt, der es gewohnt war, nie anderswo zu stehen, sondern ein Kellner, dessen Funktion darin bestand, am Rand zu stehen und darauf zu achten, was die Gäste von ihm wohl wünschen mochten: Ein aufmerksamer Beobachter, der sein eigenes Leben lebte, von dem der Gast nichts wusste, der nur an seinem eigenen Wohlergehen interessiert war.

In Thomas Manns intimem Leben, über das er vermutlich mit niemandem sprach, spielten Kellner eine wichtige Rolle. In den Speisesälen, wo die Angestellten um ihn herumwuselten – das waren damals ausschließlich Männer –, hatte er freien Blick auf die Objekte seiner Begierden. Hier konnte er ungeniert das sich präsentierende Personal taxieren. Auch er adaptierte, was sich seinem Auge unter Textilien verbarg, nach seiner eigenen Vorstellung. Mit anderen Worten: Er zog die jungen Männer mit Blicken aus. Dass Thomas Mann (…) von männlicher Schönheit besessen war, wissen wir aus seinen Tagebucheintragungen, wo sie den Rahmen der Schicklichkeit kaum je verlassen. In seinem Kopf sah es natürlich anders aus. Es ist nicht anzunehmen, dass den Kellnern die Leidenschaft entging, mit denen er sie betrachtete. Nicht wenige von ihnen teilten seine sexuellen Neigungen, lebten sie im Gegensatz zu ihm in der damals gebräuchlichen Klandestinität allerdings aus. Er selbst fürchtete sich davor, zur Tat zu schreiten oder hat uns gekonnt hinters Licht geführt, indem er einfach kein Wort darüber verlauten ließ.

Nach der Veröffentlichung meines Romans hatte ich eine langjährige E-Mail-Korrespondenz mit einem ehemaligen Manager der Lufthansa. In seiner Jugend war er Lernkellner im Zürcher „Baur-au-Lac" gewesen, bevor er Steward wurde und später in der Hierarchie so weit nach oben stieg, wie es heute für einen ehemaligen kleinen Hotelangestellten wohl nicht mehr möglich wäre. Er war in seiner Jugend ein hübscher Kerl und wurde – aus keinem anderen Grund – vom Oberkellner beauftragt, den drei Herrschaften, die im Gartenpavillon des Grandhotels Platz genommen hatten, die Getränke zu servieren, unter anderem ein temperiertes Bier für den Herrn. Bei der älteren Frau mit Bubikopf, der nervösen Raucherin und dem soignierten, Zigarre paffenden Herrn mit Goldrandbrille handelte es sich, wie jeder wusste, um Katja, Erika und Thomas Mann. Nur der junge Mann wusste es nicht. Er führte die Order aus und wurde mit einem guten Trinkgeld belohnt. Ob er den Blick in seinem Rücken spürte, als er sich abwandte und entfernte, ist nicht überliefert.

Was den anderen Gästen nicht bekannt war, wussten der Oberkellner und seine Kollegen entweder aufgrund von Gerüchten oder dank ihrer eigenen Beobachtungen. Was der große Rest der daran interessierten Welt in aller Deutlichkeit erst erfuhr, als Thomas Manns Tagebücher publik wurden, entging ihnen nicht: Der berühmte Schriftsteller, der sich nach der Rückkehr aus dem amerikanischen Exil in Kilchberg niedergelassen hatte, konnte sich am Anblick junger Männer nicht sattsehen. Er merkte sich deren Reize wie einen gelungenen Satz, um sich später in der Abgeschiedenheit seines Arbeitszimmers daran zu erinnern und damit zu stimulieren. Die Abfuhr seines unterdrückten Triebs genehmigte er sich dort gewiss öfters, als sich in seinem Tagebuch nachlesen lässt. Der gute Thomas war *alone at home* ein ganz normaler schwuler Mann, der sich sein Triebleben zumindest autogen gestattete: *A man in his closet*, ein „Schrankschwuler". Um das zu kapieren, waren die Männer vom Service des „Baut-au-Lac" (oder wahlweise jene des Hotel Dolder) nicht auf schriftliche Indiskretionen angewiesen, sie durchschauten den Mann mit Leichtigkeit. Wie hätte ihnen entgehen können, wohin seine Blicke schweiften und woran sie hängenblieben, wenn sie attraktive Männer sichteten? Wenn jemand für derlei Beobachtungen nicht blind war, dann sie, die Kellner, denen im Land der sexuellen Wünsche und Sehnsüchte nichts fremd war. Die unbelesenen Kellner kannten die geheimen Wünsche des Nobelpreisträgers vermutlich genauso gut wie dieser selbst.

Und weil es so war, hatte der *chef de salle* an diesem Nachmittag den attraktivsten seiner Mannschaft zu Thomas Manns Tisch geschickt, damit er ihn zumindest für ein paar Tage in seinen Gedanken adaptieren konnte. Die Ähnlichkeit zum *Adoptieren* liegt auf der Hand.

Hans Pleschinski – Roman

© Christoph Mukherjee

Hans Pleschinski, geboren 1956 in Celle, ist ein deutscher Schriftsteller. Er studierte in München, war am Theater, in Kunstgalerien, bei Film und Hörfunk tätig, publiziert Romane, Literatursatire, Essays, Erzählungen, Novellen, Hörspiele und ist Herausgeber französischsprachiger Quellen. Er übersetzte die Briefwechsel und Memoiren von Friedrich dem Großen, Voltaire, Madame de Pompadour, Else Sohn-Rethel sowie das geheime Tagebuch des Herzogs von *Croÿ*. Seine Romane verhandeln das Mittelalter, Seefahrts- und proeuropäische Kultur als Krimi, Autobiographisches sowie in einem seiner Bestseller Biografisches von Thomas Mann:

Königsallee. München 2013.

Thomas Mann, die zarte Stärke

Es geschieht nicht oft, aber manchmal eben doch. Das Fernsehen verführt zur Literatur. Ungefähr zehnjährig sah ich um 1965 im Schwarzweiß-TV die Verfilmung der „Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull". Horst Buchholz – der James Dean des deutschen Nachkriegsfilms – spielte das *Schoßkind des Glücks* dermaßen charmant, wendig und betörend, dass ich so werden wollte wie Krull oder Horst Buchholz. Hinein ins Leben und unblutig siegen! Erst Jahre später stieß ich in meinem kleinen Heimatort in der Lüneburger Heide auf den Roman von Thomas Mann. Lübecker und bereits tot. Ich begann mit dem Lesen. Es wurde von der ersten Zeile an – „Indem ich die Feder ergreife, um in völliger Muße und Zurückgezogenheit …" – zu Genuss und Offenbarung. So elegant und exquisit konnte also Literatur klingen! Und die Geschichte erzählte davon, wie man mit Geschick, Aufmerksamkeit und einem Quantum Anstand hervorragend das Dasein meistern kann. Diesem Krull'schen Credo, das von Thomas Mann stammt, wollte ich folgen. Auf meine erste Interrail-Reise, 1974, nahm ich das Buch mit und absolvierte die Stationen des verführerischen Helden, zuerst Paris – überwältigend –, dann Lissabon. Vor Lissabon war ich gewarnt geworden, dort herrsche Revolution mit offenem Ausgang. Tatsächlich spazierte ich am Tejo mit dem Roman in der Tasche zwischen Demonstrationen und Panzern umher und blieb auf meiner Welterkundungsmission. Krull und sein Autor hatten es so gewollt. Augenscheinlich war ich der einzige achtzehnjährige Tourist, und glückhaft wie im Buche wurde mir zum Spottpreis eine Suite in einem Luxushotel am Botanischen Garten angeboten. Auch so konnte das Leben verlaufen.

Im Radau der Jahre, während der Studienzeit mit vielen Nebenjobs, verlor sich die enge Bindung an Thomas Mann. Wahrlich nicht alles war mit Glücksvertrauen zu bewältigen, und es tauchten auch in der Literatur andere Offenbarungen auf: Marcel Proust, der in seinem Lebenswerk seinem Ich und der entschwindenden Zeit nachspürte; James Joyce, der seinen modernen Odysseus in Dublin durch die Erscheinungen der Welt steuern ließ; Samuel Beckett, der radikal Schluss machte mit heilsamen Botschaften der Kunst und seine Bühnenfiguren, recht lustig, in Mülltonnen steckte. Im Vergleich zu vielen Eruptionen in Kunst&Leben&Politik wirkte Thomas Mann etwas altbacken. Was sollte der gegenwärtige Mensch mit seinem Konflikt zwischen Bürgersinn und Künstlertemperament anfangen? Wie half das Gerangel um Status und ideale Geisteshaltung der Todgeweihten auf dem „Zauberberg" im Alltag und zwischen Atomwaffen weiter?

Doch das waren falsche Fragen.

Thomas Mann bleibt ein Gigant, obwohl der Begriff auf den hypochondrischen Kaufmannssohn mit Erzählgenie wenig zuzutreffen scheint.

All seine Werke, sein Stil, die Delikatesse, mit denen er seine Gestalten zum Leben erweckt, sind unverwechselbar. Darin zeigt sich eine fast scheue Annäherung an Menschen, an ihr Wesen und Auftreten, und somit eine grundlegende Achtung vor dem Individuum. Thomas Mann versteht jede Regung und lässt sie gelten, solange sie nicht gewalttätig ist. Das ist sein Humanismus, auf den wir nicht verzichten können. Er erzählt mit Witz, klassisch gebildet, und immer wieder ist das Liebesverlangen sein Antrieb zu zeitlosen Geschichten. So wurde „Der Tod in Venedig" zu einem der großen magischen Werke der Weltliteratur, das mit vollendeter Sprache nicht zuletzt homoerotisches Verlangen annoblierte. Sehr mutig für die Entstehungszeit. Des öfteren lasen wir uns auch in früheren Jahren mit verteilten Rollen die versuchte Verführung Josephs durch die Gemahlin Potiphars im vielleicht duftigsten und blühendstem Werk Thomas Manns, den Josephs-Romanen, vor. Wer bei der Schilderung der lispelnd schmachtenden Ägypterin und des götterschönen keuschen Hebräers nicht in Entzücken gerät, ist wohl eine verlorene Seele.

Doch es lassen sich nun nicht alle Werke des Dichterschriftstellers nach glänzenden Szenerien durchforsten. Sie sind zahllos.

Zudem war Thomas Mann, wie es das Leben so will, mehr. Seine Arbeitsweise gemahnt geradezu einschüchternd an Disziplin. Ohne sie kein Werk. Er litt an tausend Wehwehchen und auch Krankheiten. Angesichts der Massen von Beruhigungs-, Schlaf- und Aufputschmitteln, die er schluckte, ganze Apotheken, verblüfft er durch seine offenbar kräftige Konstitution. Durch einigen beneidenswerten Luxus schützte er sich vor den Zumutungen der Welt. Wer würde ihm darin nicht folgen? Angekreidet wird ihm bisweilen, sich nicht liebevoll genug um

seine sechs Kinder gekümmert zu haben. Welch ein Unsinn. Sollte er sich in seinen Kindern auflösen? Er ermöglichte ihnen bis an sein Lebensende ein finanziell sorgloses Leben. Wenigen ist solche Zuwendung vergönnt.

Seine Reden und Essays sind eine Fundgrube. In ihnen entfaltet er, fein ausgefeilt, die Leben und Werke von Goethe, Lessing, Tolstoi oder Magnus Hirschfeld. Vor allem aber sind diese Texte ein fortwährender Appell, human zu empfinden und sich zivil zu verhalten. Schon Thomas Manns Sprache ist ein Akt des Widerstands gegen Verrohung.

Dem Kaiserreich entsprossen, bekannte er sich schließlich wirkungsvoll zur Demokratie und Freiheitlichkeit. Und er trug den Sieg davon. Gemäß einem Wort von Elias Canetti ist derjenige Sieger, der länger lebt. Auch in dieser Hinsicht besiegte er das von ihm energisch bekämpfte Böse, den Diktator in Deutschland.

Thomas Mann ist, ob intensiv gelesen oder nicht, der weltweit geschätzte gute Deutsche. Das ist ein wunderbarer und animierender Ruhm. „Chapeau," wie es in seinen Romanen heißen könnte, dem innerlich so bewegten, schöpferischen Herrn, der sich vergebens nach Ruhe sehnte.

In jungen Jahren versuchte sich Thomas Mann auch in der Lyrik. Ich hatte das Glück, bei der Vertiefung in sein Werk für meinen Roman „Königsallee" über seinen letzten Besuch in Deutschland, 1954, auf ein geradezu unbekanntes Gedicht des *Zauberers* von 1926 zu stoßen. Die Verse sind wohl eine Hommage an das zerbrechliche und überraschende Leben, wie es Thomas Mann sah. Manchmal zeige ich sie dann sogar sehr verblüfften Thomas Mann-Kennern:

Tadzios Gesang

Die Gestade schweigen in Geflüster. Sieh, sieh, den alten Mann.
Der bittere Honig glüht. Gesunkene Steinespracht will Luft noch schöpfen.
Die Kuppeln fahl und überm Wasserglast das letzte Sonnenzüngeln.
Zu ihm! Dem alten Mann! Wo Schlick und Sand sich mischen, spielt Welle über seinen Schuh; es rinnt das Rot, das Schwarz, das hellere Rot von Lippen, Haar und seinen Wangen.
Streckt er den Arm noch aus? Schlägt sein Lid überm Auge noch, in dem der Schrein ist meiner unbedachtesten Bewegung?
Schon dunkelt's her vom Lande und Triest. Die Nacht, die keiner kennt, umfängt den alten Mann. Anbeter der Anbetenden, Seher, müde und doch ganz allumfangnes Licht; mein erster Schritt zu Dir, die Füße spüren Muscheln, ich küsse Dich; warum früher nicht, Deutscher, Narr und Wachender im Geschrei des Jahrs, berührt' ich Dich? Dein Alter wär' mir eine Bergung, schön bin ich, Du musstest es nicht sein. Die Seelen formen plötzlich unerwartete Gesetze.

Wir hätten uns vergnügen können, belehren, Phantasten sein am Saum der alten Republik.
Der Sonnenschirm, für wen? Woanders mühen sich jetzt die Leben.
Vom Campanile noch ein Ton. Das Meer singt längere als unsere Lieder. So sink' ich, Toter, Du, meine Liebe ohne Wiederkehr, in Deinen Korbstuhl. Und umarme Dich.
Nie werd' ich wieder. Nimm meinen Mund.

Pardon. Vielmals. Und ich kläre jeden alsbald auf. Das lyrische Intermezzo stammt von mir. So kommt's, wenn einen Thomas Mann, sein Werk und Wirken erfreuen.

Eyal Megged – Roman

Eyal Megged, geboren 1948 in New York, wuchs in Tel Aviv auf und lebt in Jerusalem. Er begann als Lyriker und schreibt heute Romane und Kolumnen für die großen israelischen Zeitungen. Außerdem war er Redakteur der wöchentlichen Radiosendung Voice of Israel. 1993 wurde er mit dem Macmillan Prize ausgezeichnet. Mit seinem Roman „Sansibar, einfach“ (Berlin-Verlag 2005) ist Megged in Israel der Durchbruch als Erzähler gelungen. Megged lebt mit seiner Frau Zeruya Shalev in Jerusalem und engagiert sich für Alternativen zur territorialen „Zwei-Staaten-lösung“. 2012 veröffentliche er zunächst auf Hebräisch seinen Roman mit Bezügen zu „Der Zauberberg“:

Eyal Megged: Unter den Lebenden. Berlin 2015.

Although I have read everything Thomas Mann has written, my affinity lies with Hans Castorp alone. I share with him mainly the fantasy of a lifetime convalescence in out of life magic mountain, and like the hero of my novel (in Hebrew it is called “The end of the body”), the three of us are preoccupied with questions of illness and health. Who is the sick and who is the healthy.

Georgi Gospodinov – Roman

Georgi Gospodinov, geboren 1968, ist ein bulgarischer Dichter, Schriftsteller und Dramatiker. Sein Debütroman „Natural Novel“ brachte ihm internationale Berühmtheit und wurde in 23 Sprachen veröffentlicht, sein zweiter Roman „Physik der Traurigkeit“ (2012) ist u. a. auf Französisch, Englisch, Deutsch, Spanisch, Italienisch und Arabisch veröffentlicht worden und wurde in Europa und den USA ausführlich rezensiert: „Georgi Gospodinows wahre Suche besteht darin, mit Traurigkeit zu leben“, schreibt The New Yorker. Gospodinov hat außerdem vier Bücher mit Kurzgeschichten sowie zwei Theaterstücke veröffentlicht, er wurde mit mehreren Preisen für seine Werke ausgezeichnet. 2020 erschien sein Roman „Time Shelter“ auf dem Höhepunkt der Quarantäne und Pandemie, der 2023 in der englischen Übersetzung den Booker International Prize gewann:

Zeitzuflucht. 4. Aufl. Berlin 2023. Originalausgabe: Vremeubezhishte. Plovdiv, Bulgarien 2020.

About the Magic Mountain – 100 years later

We think we write our books in solitude, and to some extent we do. But while we sit locked in a room, we’re actually in constant conversation with other books and other authors, other voices and other rooms, to paraphrase a Capote title.

There are books that sooner or later come your way as a writer, and if you want to move on, you have to enter into a conversation, a battle, or an embrace. It’s a kind of initiation for every writer, a special ordeal. Because whatever you write about, you come to these books’ insights, their abysses draw you in, their questions meet you everywhere. Such an irresistible book is, of course, “The Magic Mountain”. It was the book that confronted me while I was writing my novel, “Time Shelter”. “The Magic Mountain” was the book with which I conducted my secret and overt Socratic dialogues.

I happened to be writing in Switzerland, next door to a clinic (geriatric) and time was one of my central themes. That particular, subjective experience of time that Thomas Mann had already set as a physical or metaphysical law. According to the narrator in “Time Shelter”, the two great discoveries of the twentieth century related to time are precisely the Theory of Re-

lativity and the “Magic Mountain”. I might as well put it this way: the “Magic Mountain” is the Theory of Relativity in the field of literature. I prefer to think of them just like that, together, in union – Einstein and Mann, science and literature, the physics and the novel. In “Time Shelter”, I try to explore different kinds of time, especially my character Gaustin, that vagrant in time, tries to build ‘clinics for the past’. That’s where Alzheimer’s and dementia sufferers should find treatment or at least relief since our early memories are the last to go. There, in the various rooms of the past, patients can revisit their youth, get in sync with the inner time still glimmering in their memory.

But aside from the idea of clinics and that slowing down, reconstructing and swirling of time, I’m indebted to “Magic Mountain” for the great metaphor of illness. An Italian critic (Riccardo Cenci) had put it very succinctly like this: “Mann’s generation suffers from tuberculosis, and Gospodinov’s from Alzheimer’s.” In “Time Shelter”, the virus of the past is running rampant as society’s memory is weakened. The less memory, the more past.

Today, one hundred years and several generations later, “Magic Mountain” is frighteningly relevant. Or time is stuck in an eternal return and the same anxiety can be felt in the air. Open the book and recall the penultimate chapter, the following lines:

> “What was it, then? What was in the air? A love of quarrels. Acute petulance. Nameless impatience. A universal penchant for nasty verbal exchanges and outbursts of rage, even for fisticuffs. Every day fierce arguments, out-of-control shouting-matches would erupt between individuals and among entire groups…”

“The Great Irritation” is the title of this chapter, and if you want a diagnosis for our times, I can’t think of a more accurate one than these words. And that’s why this book is great. Except that the mountain we inhabit today is becoming less and less magic, more and more disenchanted, magicless mountain.

The text was published before in German translated by A. Sitzmann in „Süddeutsche Zeitung“ on November, 19th 2024.

Inger-Maria Mahlke – Roman

© Franziska Hauser

Inger-Maria Mahlke, geboren 1977 in Hamburg, wuchs in Lübeck – wo sie wie Thomas Mann das Katherineum-Gymnasium besuchte – und auf Teneriffa auf, studierte und arbeitete an der Fakultät für Rechtswissenschaften der FU Berlin. 2017 war Mahlke für sieben Monate Magdeburger Stadtschreiberin. Ihre Veröffentlichungen sind mehrfach ausgezeichnet, u. a. gewann sie für ihren 2018 erschienenen Roman „Archipel“, in dem „chronologisch rückwärts über fünf Generationen hinweg die Geschichte mehrerer Familien auf der Insel Teneriffa von 1919 bis 2015“ erzählt wird, den Deutschen Buchpreis. Ihr aktueller Roman wurde als „Gegengeschichte zu Thomas Manns Schlüsselroman“ bezeichnet:

Unsereins. Hamburg 2023.

Ich habe mit „Unsereins“ versucht, einen Roman über die Entstehung eines anderen Romans zu schreiben. Dem Milieu, das in den „Buddenbrooks“ entworfen wird, einen Entwurf des sozio-ökonomischen Milieus, von dem Thomas Mann geprägt wurde, gegenüberzustellen. Thomas Manns Schilderungen der alten Hansestadt sind so intensiv und kostümschön, dass sein Gibber-Roman irgendwann zu ihrer inoffiziellen Historie wurde, „auf die Hanse folgten die Buddenbrooks“. Viele problematische Aspekte des Buchs, die mit Thomas Manns Prägung im Lübecker Bürgertum eng zusammenhängen, z. B. die antisemitisch eingefärbte Figurenschilderung der Hagenströms, nichtreflektierte oligarchischen Strukturen, allgegenwärtige Armut – sind dabei ausgeblendet. (Es sei angemerkt: Eine der großen menschlichen Leistungen Thomas Manns ist für mich, dass er sich im Laufe seines Lebens von den politischen Einstellungen seines Kindheitsmilieus vollkommen gelöst hat.)

Ich bin in Lübeck aufgewachsen, und hatte das Bedürfnis, beides einmal zu trennen, die „Buddenbrooks“ und Thomas Manns idealisierte Kindheitsstadt vom historischen Lübeck der 1890er Jahre und seinen Bürgern. Ebenfalls in einem fiktiven Text, der die Hälfte ignoriert, nichtreflektiert und unbewusst durch mein Aufwachsen im Lübeck der 1990er Jahre eingefärbt ist.

Susanne Kuhlendahl – Graphic Novel

© Susanne Kuhlendahl

Susanne Kuhlendahl studierte an der Hochschule Niederrhein Design and Visual Communications, ist Diplom-Designerin und als freiberufliche Illustratorin tätig. Zuletzt erschien ihre Graphic Novel-Biografie „Virginia Woolf“ (2021) sowie u. a. „Das Brot“ (2020) nach Wolfgang Borchert. In den beiden letztgenannten Werken beschäftigt sie sich mit der Problematik des Klimawandels. Angekündigt ist eine Graphic Novel nach Virginia Woolfs „Orlando“ sowie „War doch alles schön“, eine graphisch verarbeitete Analyse der traumatischen Kriegserlebnisse ihrer Mutter mit ihren Auswirkungen auf die Folgegenerationen der Familie, die sie zusammen mit ihrem Sohn Kilian erarbeitet hat. Im Format der Graphic Novel schuf sie die erste Adaption der Novelle „Der Tod in Venedig“:

Der Tod in Venedig. Nach Thomas Mann. Graphic Novel, München 2019.

Warum Thomas Mann?

Da stand dieses Buch im Regal meiner Eltern: Die „Buddenbrooks“ – ich habe es gelesen, bevor ich mit dem Namen des Autors irgendetwas anderes verbinden konnte als: Er ist Autor dieses Buches. Ich fand, es war ein gutes Buch. Ich war ungefähr fünfzehn Jahre alt.

Ich bekam sehr viele Jahre nach meiner ersten Begegnung mit Thomas Mann eine wunderschöne Faksimileausgabe der Vorveröffentlichung von „Der Tod in Venedig“ aus den „Drucken für die Hundert“ (Sommer 1912 im Hyperion-Verlag Hans von Weber) geschenkt. Der Text weicht ein wenig von der endgültigen Fassung ab. Die ersten Kapitel wurden schon gesetzt, als das Ende noch nicht geschrieben war. Als das Ende gesetzt wurde, musste man die Bleilettern vom Anfang auseinandernehmen, um sie zu benutzen. Das Buch ist in der dekorativen Schrift Tiemann kursiv gesetzt. Ich freute mich darauf, dieses schöne Buch zu lesen.

Aber während des Lesens war ich zuerst verwundert und schließlich immer mehr angewidert: In Thomas Manns makelloser, eleganter, treffender Sprache wurde etwas beschrieben, das ich nur abstoßend finden konnte. Ein Mann von Mitte fünfzig, ein berühmter und verehrter

Schriftsteller, verliebt sich in einen Knaben von ungefähr vierzehn Jahren. Er stellt ihm nach, taucht überall auf, wo er ihn zu treffen hoffen kann – er wird zum Stalker.

Die Geschichte des von Aschenbach machte mich wütend. Nein, ich wollte kein Verständnis mit ihm haben, er war mir kein bisschen sympathisch; selbst seinen Tod am Schluss empfand ich als ein feiges Davonschleichen vor den Konsequenzen seiner Gefühle und Handlungen. Sein Problem wird nicht wirklich gelöst. Unsere drei Söhne waren damals acht, dreizehn und fünfzehn Jahre alt.

Wieder einige Jahre später machten der Lektor Marc Schmid vom Knesebeck Verlag und ich uns auf die Suche nach einer literarischen Vorlage für ein gemeinsames Projekt. „Der Tod in Venedig“ kam mir wieder in den Sinn. Es interessierte mich sehr, noch einmal, und diesmal tiefer, in die Erzählung einzusteigen. Wie würde ich sie jetzt verstehen? Würde ich mein Urteil von damals bestätigen oder widerrufen? Die schönen Bilder, die der Schauplatz Venedig uns schenken würde, war sicher ein weiteres Argument, uns für eine Adaption davon zu entscheiden.

Ich bekam, nachdem es entschieden war, schon ein wenig Angst vor der eigenen Courage. Thomas Mann! Ein Titan der deutschen Literatur! Ich sah mich am Fuß seines Denkmals stehen und hinaufsehen – sehr weit hinauf. Was für eine Herausforderung.

Ich nahm den Text als kostbares Material in meine Hände, ein Material, das ich verstehen, bearbeiten und interpretieren wollte. Dazu musste ich die Ehrfurcht vor dem großen Namen überwinden, nicht aber den tiefen Respekt vor der Meisterschaft Thomas Manns. Natürlich nahmen mich die Sprache und die Komposition der Novelle gefangen. Manchmal musste ich beim Lesen innehalten und einen Satz noch einmal lesen, einfach, weil er so schön war.

Meine Aufgabe war es jetzt aber, die wichtigsten, signifikantesten Sätze herauszunehmen und mich von den anderen zu trennen. Ich überlegte, ob ich die Handlung straffen könnte, aber jedes Mal, wenn ich versuchte, die Reihenfolge der Geschehnisse zu ändern, um etwas zu kürzen, machte ich die Erfahrung, dass die Wirkung dadurch gemindert und dass jede Änderung eine Verschlechterung war. Die Erzählung war perfekt und nicht zu verbessern. Thomas Mann ist der Meister. Aber auch beim neuen Lesen der Erzählung störte mich vor allem dies: Der Protagonist Gustav von Aschenbach ist so selbstbezogen, ja selbstverliebt, dass er sich auch nicht ein einziges Mal fragt, wie es dem jungen Tadzio dabei gehen soll, wenn ein in dessen Augen alter Mann von über fünfzig Jahren ihm überall auflauert und ihn beobachtet. Ich beschloss, eben das in meinen Bildern sichtbar machen: Tadzios Gefühle. Ich wollte ihn nicht als „kostbares Bildwerk der Natur“, wie Aschenbach ihn beschreibt, darstellen, sondern als lebenden Menschen; nicht nur passiv beobachtet, sondern selbst beobachtend, wahrnehmend und reagierend.

„Ach! Der Tod in Venedig! Wie schön!“ Diese Reaktion erlebte ich oft während meiner Arbeit. Schön? Es geht doch letztlich um Pädophilie. Offenbar hatten viele Menschen nicht die Er-

zählung, sondern den Film von Luchino Visconti aus dem Jahr 1971 im Sinn. Ich habe ihn nicht gesehen, weil ich keine fremden Bilder im Kopf haben wollte. Allerdings sind mir bei der Recherche Bilder daraus begegnet. Es scheint eine romantisierende Interpretation zu sein, sicher war Luchino Viscontis Sicht auf dieses Thema eine andere als meine.

In der Buchausgabe, mit der ich arbeitete (Fischer Taschenbuch, Der Tod in Venedig und andere Erzählungen), wurde die Erzählung im Vorwort als „moderne Variation des ewigen Themas des platonischen Eros“ beschrieben. Wenn hier der platonische Eros beschrieben wäre, wie könnte man dann den Traum von den Dionysien erklären, der Aschenbach „verheert, vernichtet zurücklässt“? Hier drückt Thomas Mann sich so deutlich aus, wie man es 1912 nur konnte, ohne zensiert zu werden. Auch im Wikipedia-Artikel dazu steht, von Aschenbach „wahre scheue Distanz“. Es stimmt, er rührt den Jungen nicht an, aber er verfolgt ihn auf Schritt und Tritt. Man kann deshalb nicht sagen, er hätte ihm nichts getan: Stalking ist nach deutschem Recht ein Straftatbestand. Es beeinträchtigt und quält die Opfer sehr. Dennoch fing ich an, meine Interpretation infrage zu stellen – war meine Auffassung falsch?

Dann sah ich auf YouTube den Vortrag eines Mannes, den er vor einer Gesellschaft, die Kinder schützen und stärken will, hielt: „Thomas Mann und die Knabenliebe“. Dieser Mann, der in seiner Jugend sexualisierte Gewalt erfahren musste, bestätigte meine ursprüngliche Auffassung. Das Thema Pädophilie darf nicht unter dem Deckmantel der Kunst versteckt werden; die Tatsache, dass von Aschenbach einen Knaben begehrt, wird durch die Schönheit der Sprache, in der es erzählt wird, kein bisschen besser.

Von Aschenbach ist nicht Thomas Mann, aber es ist sehr deutlich, dass sie viel gemeinsam haben. Beide sind äußerst diszipliniert und streng zu sich selbst. Beide sind anerkannte Künstler. Von Aschenbach opfert sich selbst seiner Kunst, die über allem steht. Er sieht sich als eine Art Märtyrer oder Priester: Der Schreibtisch wird zum Altar, die Kunst zur Göttin. Ich habe von Aschenbachs Schreibtisch nach der Beschreibung in der Erzählung gezeichnet, mit den Kerzenhaltern rechts und links. Als ich später ein Bild von Thomas Manns Schreibtisch in Zürich fand, war es genau das: ein Altar seiner Kunst.

Ich habe mich gefragt, was seine Kunst denn ist, wenn nicht ein Teil seiner selbst? Und ob von Aschenbach, indem er seine Kunst in seiner Vorstellung als etwas außer und über ihm Stehendes betrachtet, nicht eigentlich sich selbst erhöht? Seine eigene Kunst zu verehren, bedeutet doch letztlich, sich selbst zu verehren. Indem Aschenbach (und vielleicht auch Thomas Mann) sie über alles andere und jeden anderen stellt, stellt er sich selbst über jeden und alles.

Kurz vor seinem Ende spricht von Aschenbach aus, was auch Thomas Mann einmal in einem Vortrag gesagt hat: Dass die Kunst und die Künstler nicht zum Vorbild der Jugend taugen, weil sie immer auf den Abgrund zugehen, weil sie alles Verstehen, auch das Finstere. Ich denke, es ist nicht nur der Protagonist, sondern auch der Autor, der sagt: „Es ist sicher gut, dass die Welt nur das schöne Werk und nicht auch seine Ursprünge kennt.“

Als ich die Graphic Novel fertiggestellt hatte, fragte ich mich nach meiner Wut vom Anfang. Von Aschenbach ist für mich immer noch kein sympathischer Protagonist, kein Held, mit dem man sich identifizieren möchte. Er ist meisterhaft in dem, was er tut und ist stolz darauf, denn er erlangte die Meisterschaft durch strengen Fleiß und regelmäßige Arbeit. Ein preußischer Künstler, könnte man sagen, wäre er nur nicht ausschließlich mit sich selbst beschäftigt, so dass er auf die Gefühle anderer keine Rücksicht nehmen kann.

Nein, ich mag ihn immer noch nicht.

Trotzdem erregte er am Ende mein Mitleid. *Ich* musste ihn so schminken, *ich* habe ihm ein buntes Band an den Hut und eine bunte Krawatte um den Hals gebunden. Ich muss zugeben, es ist mir schwergefallen, den Pinsel zu nehmen und diese Lippen und Wangen so rot zu malen.

Thomas Mann, das weiß man aus seinen Tagebüchern, liebte selbst sehr junge Männer. Hat er sich hier den Spiegel vorgehalten? Er nannte die Erzählung den „Roman einer Entwürdigung“. Hat er sich selbst am Kragen gepackt und gesagt: Sieh dir das an? Das wird aus dir, wenn du dich gehenlässt? Ob er im Gegensatz zum Protagonisten der Erzählung sich vielleicht einmal gefragt hat, was mit denen ist, die er begehrt hat? Oder ging es auch ihm nur um die eigene Würde?

Gustav von Aschenbach ist ein tragischer Held; was kann er dafür, dass er sich verliebt?

Der Rat des Sokrates, ein Jahr auf Reisen zu gehen, kann am Ende nicht mehr befolgt werden. Thomas Mann selbst hat lange gezweifelt, wie er die Erzählung enden lassen soll. Das Problem ist unlösbar. Von Aschenbach bleibt am Ende nichts mehr als der Tod. Der junge Tadzio aber ist dadurch gerettet.

Und jetzt, wieder Jahre später? Jetzt sind die Werke von Thomas Mann immer noch die, die zu lesen ich am meisten genieße.

Marco Sonnleitner – Roman

Marco Sonnleitner, geboren 1965 in München, wo er insgesamt 17 Jahre verbrachte, lebt seit 1996 in Memmingen. Nach dem Abitur begann Sonnleitner 1985 ein Medizinstudium in Erlangen, das er 1987 in Heidelberg fortsetzte. Nach mehrmonatigen Aufenthalten in Amerika und Afrika entschloss er sich, dieses Studium abzubrechen. Mittlerweile war er Stipendiat der Studienstiftung des deutschen Volkes, begann 1989 ein Lehramtsstudium der Fächer Deutsch, Geschichte und Sozialkunde. Seit 1996 ist er Lehrer am Bernhard-Strigel-Gymnasium in Memmingen. Neben kleineren Texten und sieben Kurzgeschichten sowie einem interaktiven Fall und einer Reihe Kurzgeschichten hat Sonnleitner für die Jugendbuch-Serie Die drei ??? bereits 35 Romane verfasst, zuletzt:

Die drei ???: Das Geheimnis der sieben Palmen erzählt von Marco Sonnleitner. Stuttgart 2025.

Dass ich mich mit Thomas Mann auseinandergesetzt und ein ???-Buch geschrieben habe, das sich um ihn und in diesem speziellen Fall um das verschollene Manuskript zu den „Buddenbrooks“ dreht, hat zunächst ganz einfach damit zu tun, dass das Buddenbrookhaus in Lübeck an den Kosmos-Verlag mit der Idee herangetreten ist, zum 150. Geburtstag vielleicht einmal so einen speziellen Band in unserer Reihe herauszubringen. Danach kam der Verlag auf mich zu, vermutlich, weil ich als Deutschlehrer irgendwie prädestiniert schien, mich dieses Themas anzunehmen. Und tatsächlich hatte ich in meinem Studium intensiver mit Thomas Mann zu tun (eine Seminararbeit über „Der Erwählte“) und habe auch Werke von Thomas Mann („Der Tod in Venedig“, „Mario und der Zauberer“, „Tonio Kröger“) immer wieder in meinen Unterricht einfließen lassen. Und Letzteres nicht nur, weil es vielleicht der Lehrplan so vorsieht – was er nicht tut –, sondern weil ich tatsächlich ein gewisses Faible, eine gewisse Begeisterung für diesen Autor hatte und habe. Was mich betrifft, hängt das vor allem damit zusammen, wie Thomas Mann schreibt. Seine Satzkonstruktionen, seine Fähigkeit, für komplexe menschliche Befindlichkeiten genau die richtigen Worte und Formulierungen zu finden und manchmal zu erfinden, lassen mich immer wieder staunend zurück, und es gab oft genug Sätze, die ich mehrere Male hintereinander gelesen habe, nicht, weil ich sie nicht verstanden hätte, sondern weil es mir schier unbegreiflich erschien, wie man so formulieren kann, und weil ich in diesen Sätzen einfach eine beglückende Freude an der Sprache fühlen durfte.

Und eigentlich ist es das auch schon, was ich zu diesem Thema zu sagen habe. Ob Thomas Mann heute noch relevant ist, müssen Leute entscheiden, die glauben, hierzu eine Meinung haben zu müssen. Spezielle Aspekte von Thomas Manns Werk, die ich einem Publikum besonders nahebringen möchte, habe ich – abgesehen von seiner Sprachkunst – nicht, und ob es eine junge Generation von Zuschauer- und Leser:innen erreichen kann? Gerade nach meinen Erfahrungen im Unterricht erscheint mir das nicht leicht, eben weil die Sprache von Thomas Mann so komplex ist und – wie wir alle wissen und täglich bemerken dürfen – die Sprach- und Lesefähigkeit immer weiter abnimmt, gerade in der jungen Generation. Aber wenn man Werke von Thomas Mann altersgerecht aufbereitet, beinhalten sie natürlich genau wie die von jedem anderen bedeutenden Autor immer etwas, das Menschen, zu welcher Zeit auch immer, erreichen kann, weil vieles darin zeitlos ist. Das ist vermutlich einer der Gründe, warum wir auch nach 150 Jahren noch über Thomas Mann sprechen.

Tilo Eckardt – Krimi

Tilo Eckardt, ist ein deutsch-schweizerischer Lektor, Verleger, Autor und Literaturagent. Eckardt absolvierte eine Buchhändlerlehre, war danach Lektor und Programmleiter bei verschiedenen Verlagen, bis 2021 trug er verlegerische und kaufmännische Verantwortung u. a. als Mitgeschäftsführer der Penguin Random House Verlagsgruppe. „Gefährliche Betrachtungen" entstand in Nida in unmittelbarer Nachbarschaft zu Thomas Manns ehemaligem, in drei Sommern genutzten Ferienhaus, wo er sich auf Einladung der Nordic Cultur Fond und von der Klaipėda County Ieva Simonaitytė Public Library aufhielt. „Unheimliche Gesellschaft. Die Affäre Thomas Mann" ist als sein zweiter Kriminalroman über Thomas Mann angekündigt.

Gefährliche Betrachtungen. Der Fall Thomas Mann. München 2024.

Jedes Mal, wenn ich Thomas Mann lese, staune ich über seinen Erfindungsreichtum und Rhythmus, die Eleganz und Präzision seiner Sprache. Stilistisch geht er dabei geradezu bedächtig, ja rücksichtsvoll vor, denn er wollte sein Publikum zwar herausfordern, ihm aber auch immer gefallen. Auch deshalb, so glaube ich, rang er als Künstler in gefährlichen Zeiten so lange um eine Haltung und „exponierte" sich erst, als die Nationalsozialisten die Idee der Freiheit zum „Gerümpel" werden ließen und er nicht mehr „weiterkonnte". Die „Totschlaginstinkte", vor denen Thomas Mann sich so fürchtete, erlebt man heute täglich auf „X", „Truth", auf Campi und in Parlamenten. Sich öffentlich zum Gegner einer demokratiefeindlichen Partei oder Bewegung zu erklären, wie Thomas Mann es schließlich und ebenso kompromisslos tat, war und ist existenzgefährdend. Um diesen Moment des Nicht-mehr-weiter-Könnens und die Entscheidung zur öffentlichen Widerrede habe ich meinen Kriminalroman *Gefährliche Betrachtungen* gestrickt. Ich begegne auf meinen Lesungen oft jungen Leuten, die kaum mehr als eine vage Vorstellung davon haben, wer Thomas Mann war, und die sich durch mein Buch animiert fühlen, ihn zu lesen. Wir feiern dieses Jahr Thomas Mann, aber nicht alle feiern mit, denn vielen gilt er als geradezu unnahbar. Und mir hat es Spaß gemacht, meinen fiktionalen Thomas Mann im Roman „nahbar" zu machen, ohne ihm dabei auch nur den geringsten Zacken aus der verdienten Krone zu brechen. Meine Motivation ist Bewunderung. Welcher Autor von Weltrang richtet heute hörbar einen „Appell an die Vernunft"? Und wann, wenn nicht jetzt und mit bangem Blick auf die Mächtigen diesseits und jenseits des Atlantik, sollte man sich wieder verstärkt mit Thomas Mann beschäftigen, mit der Schönheit, die er schuf, und mit dem Humanismus, für den er stand.

Peter Lange – Biografie

Peter Lange, geboren 1958, war nach seinem Studium der Publizistik, Politologie und Geschichte als Redakteur bei RIAS und DeutschlandRadio Berlin tätig, später beim Deutschlandfunk sowie 10 Jahre lang als Chefredakteur und Leiter der Hauptabteilung Politik beim Berliner Sender „Deutschlandradio Kultur" sowie von 2016 bis 2022 Hörfunkkorrespondent von ARD und Deutschlandradio für Tschechien und die Slowakei. 2015 promovierte Peter Lange zu dem unter den Nationalsozialisten vertriebenen Dirigenten Hans Schwieger. 2017 erhielt er den „Deutsch-tschechischen Journalistenpreis" in der Kategorie Radio für sein Feature „‚Prag empfing uns wie Verwandte' – wie Thomas und Heinrich Mann zu Tschechen wurden", wozu er auch das folgende Buch veröffentlichte:

‘Prag empfing uns als Verwandte‘ – Die Familie Mann und die Tschechen. Prag 2021.

Vom Stöbern in einer Rumpelkammer

Um es vorwegzusagen: Im Mann-Universum gehöre ich nicht zu den Schriftgelehrten. Wenn wir uns Leben und Werk von Thomas Mann als ein stattliches Herrenhaus vorstellen, dann habe ich dieses Gebäude durch einen Seiteneingang betreten, über dem ein Schild „Exil" angebracht ist. Mit der Flucht vor den Nazis, mit Exil und Emigration nach dem 30. Januar 1933 befasse ich mich seit über 30 Jahren. Neugierig geworden bin ich, um im Bild zu bleiben, beim Schlendern durch die Gänge auf eine unaufgeräumte Rumpelkammer gestoßen: Die Familie Mann und die Tschechen. Das war kurz vor meinem beruflichen Wechsel nach Prag. Also begann ich zu stöbern.

Sowohl Heinrich als auch Thomas Mann samt Familie (mit Ausnahme von Tochter Erika) hatten ab 1936 die Staatsbürgerschaft und damit Pässe der Tschechoslowakei. Zu verdanken hatten sie das dem rührigen Textilfabrikanten Rudolf Fleischmann aus Proseč, der das auf eigene Initiative bei Heinrich und bei Thomas Mann in Abstimmung mit Präsident Edvard Beneš durchgesetzt hatte. Fleischmann und seine Familie mussten dafür selbst mit lebenslanger Emigration bezahlen, weshalb der Name des tüchtigen und mutigen Tschechen nicht deutlich genug hervorgehoben werden kann.

Bei Heinrich verwundert das nicht so sehr, denn er war in erster Ehe mit der tschechischen

Schauspielerin Maria Kanova verheiratet. Schon aus familiären Gründen war er öfter in Prag. Thomas Mann dagegen war die Tschechoslowakei die längste Zeit ihres 20jährigen Bestehens herzlich egal. Für ihn war das einer der nach dem Ersten Weltkrieg entstandenen „Saisonstaaten", wie die nationalistische Rechte zu sagen pflegte. Die kommen und gehen. Die politischen Paten der Neugründung, Frankreich und die USA (insbesondere Präsident Woodrow Wilson) verabscheute er gleichermaßen. Seine Haltung zur ČSR war eine Funktion seiner allgemeinen politischen Haltung, der eines elitären politischen Reaktionärs, dem alles Mögliche vorschwebte, nur nicht eine parlamentarische Demokratie á la Weimar, in der ein Sattlergeselle Reichspräsident werden konnte.

Das änderte sich erst 1932, als er auf einer Lesereise in Prag entdeckte, dass sich nicht nur die deutsch-böhmische Minderheit für seine Bücher interessierte, sondern dass es auch ein sehr sachkundiges tschechisches Bürgertum gab, das sich in seinem Werk hervorragend auskannte. Und Schriftsteller wie Karel Čapek, für die Tschechen so bedeutend wie Mann für die Deutschen, der überdies intellektuell ähnlich tickte wie der Gast aus München. Der verspätete Demokrat Thomas Mann wurde zu einem späten Bewunderer der Tschechoslowakei unter ihrem Philosophen-Präsidenten Tomaš G. Masaryk.

Thomas Mann blieb sich insoweit treu, als er auch ein verspäteter Exilant wurde. Es brauchte nach dem 30. Januar 1933 fast drei Jahre, bis er öffentlich gegen das NS-Regime Stellung bezog, sich zum Exil bekannte und damit die Brücken nach Deutschland abbrach. Zeitgenossen wie der scharfzüngige Weltbühnen-Autor Kurt Hiller haben ihn deswegen als überschätzten Opportunisten bezeichnet. Wobei fairerweise hinzugefügt werden sollte, dass sich ein Alleinverdiener mit sechs Kindern mit solchen existentiellen Entscheidungen schwerer tut als jemand, der nur für sich selbst zu sorgen hat, zumal Thoma Mann selbst seine erwachsenen Kinder noch beträchtlich alimentieren musste.

Typisch dann aber auch, wie sich Thomas Mann sofort an die Spitze der Bewegung setzte, was in dem Satz zum Ausdruck kommt: „Wo ich bin, Ist Deutschland." Ein unglaublich überheblicher Satz, wenn man das Gegenteil bedenkt: Wo ich nicht bin, ist nicht Deutschland. Der sozial deklassierte, notleidende und schon vor Jahren geflüchtete Teil des deutschen Exils wird sich bedankt haben. Auch hier gibt es eine Analogie zu den Tschechen. Als er deren angebotene Staatsbürgerschaft annahm (er wäre ja lieber Schweizer geworden), betrachtete er es als Aufgabe darzutun, „daß man ein guter Deutscher und zugleich ein guter Angehöriger der Tschechoslowakei sein kann." Auch so ein unglaublicher Satz, der im März 1937 vor einem eines zeigt: seine Ahnungslosigkeit über die Tiefe des Konflikts zwischen den Tschechen und der deutschen Minderheit, die zu einer innenpolitisch völlig verfahrenen Situation in seiner neuen Pass-Heimat geführt hatte. Manchen Zeitgenossen ging das quasi-präsidiale Gehabe von Thomas Mann auf die Nerven, Oskar Kokoschka etwa, als Maler so prominent wie Mann als Autor. Er war tatsächlich nach Prag übergesiedelt und klopfte nicht aus der fernen Schweiz kluge Sprüche. Kokoschka schrieb in feiner Ironie an seinen Freund, den Dichter Albert Ehrenstein: „Übrigens sollte man nicht von den entarteten Künstlern eine Petition ausgehen lassen an alle Regierungen, daß wir die Familie Mann tatsächlich als deutsche Regierung ansehen? Das ist doch das mindeste, was ich dem Hitler persönlich antun kann".

Zur Ehrenrettung von Thomas Mann muss hinzugefügt werden, dass er das „Münchner Abkommen" von Ende September 1938 als das gesehen hat, was es war: Der Anfang vom Ende der demokratischen Tschechoslowakei. Er hat das diplomatische Ringen auf dem Schiff verfolgt, während er mit Ehefrau Katia und den tschechischen Pässen in der Tasche in die USA übersiedelte. Der nicht zu verwischende Eindruck, er habe sein neues Heimatland im Stich gelassen, lag ihm schwer auf der Seele, wovon ihn nur ein verständnisvolles Telegramm von Präsident Beneš entlasten konnte, der Tage später ins Exil nach Chicago ging. Manns erste Rede auf amerikanischem Boden gleich nach seiner Ankunft, die erste auf Englisch, galt im New Yorker „Madison Square Garden" der verstümmelten Tschechoslowakei und dem Versagen Englands und Frankreichs und gipfelte in dem Satz: „Hitler must fail".

Es war also eine recht späte Liebe, die Thomas Mann zu den Tschechen entwickelte. Aber letztlich kommt es ja nicht so sehr darauf an, wann und woher jemand kommt, sondern, wohin er geht. Viele Zeitgenossen von Thomas Mann haben die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen. Die Richtung aber, die hat bei Thomas Mann gestimmt.

Oliver Fischer – Biografie

Oliver Fischer, geboren 1970, studierte Germanistik, Kunstgeschichte und katholische Theologie. Er arbeitet als freier Journalist in Hamburg, u. a. für „Geo Epoche“ und „Merian“. 2016 hat er die Thomas Mann-Gesellschaft Hamburg mitbegründet, ist deren Vorsitzender sowie Mitglied im Beirat der Deutschen Thomas Mann-Gesellschaft. Ende 2024 hat er eine Doppelbiografie zu Thomas Mann und Paul Ehrenberg herausgegeben, in der die einseitig homosexuelle Zuneigung Thomas Manns zu Paul Ehrenberg im Vordergrund steht sowie Thomas Mann als den gefühlsmäßig nicht Ausbalancierten zeigt, der fast bettelnd Liebe und Zuneigung von Ehrenberg einforderte, bevor er sich für die Ehe mit Katia Mann entschied:

Fischer, Oliver: „Man kann die Liebe nicht stärker erleben“. Thomas Mann und Paul Ehrenberg. Hamburg 2024.

Gender Trouble um 1900

Ich muss 17 oder 18 gewesen sein, als ich in einer zerfledderten, von meinem Deutschlehrer geschenkten Ausgabe des „Tonio Kröger“ den Satz las:

„Die Sache war die, daß Tonio Hans Hansen liebte […].“

Mich, den Gymnasiasten aus der niederrheinischen Provinz, hat dieser Satz damals verwirrt. Meinte Thomas Mann wirklich „liebte“? Nicht eher: „mögen“, „schätzen“, „gernhaben“? Erst einige Jahre später verstand ich, dass Thomas Mann mir etwas über mich erzählt hatte, was ich noch nicht wusste.

Mit Thomas Mann habe ich mehr oder weniger mein gesamtes Germanistik-Studium bestritten, habe mich auf meiner ersten Ägyptenreise durch fast 2000 Seiten „Joseph und seine Brüder“ gekämpft, stand an einem längst vergangenen Wintertag an seinem Grab in Kilchberg.

Im Laufe der Zeit ist mir mehr und mehr klar geworden, wie bedeutend für den angeblich so steifen Thomas Mann Geschlechterfragen und -ambivalenzen sind. Faszinierend, was sich schon in „Tonio Kröger“ zeigt: „Ist der Künstler überhaupt ein Mann?“ fragt Tonio seine platonische Freundin Lisa Iwanowna – und begibt sich damit auf das schon um 1900 hart umkämpfte Feld der Geschlechter. Zwar will Thomas Mann – anders als der Sexualwissenschaftler Magnus Hirschfeld – noch keine 43 Millionen Varianten der geschlechtlichen Identitäten und Orientierungen kennen. Doch auch er sucht nach seinem Platz in der bunter gewordenen Welt des Begehrens.

So etwa in seinem geplanten, aber nie geschriebenen Roman „Die Geliebten“. Für dieses Werk macht sich Thomas Mann zu einer geschlechtlich fluiden Figur – und besetzt die weibliche Hauptrolle mit sich selbst. Er verwandelt sich in Adelaide, eine chronisch unglückliche Frau, die eifersüchtig über ihren Geliebten – den Geiger Rudolf (hinter dem sich Paul Ehrenberg verbirgt) – zu wachen versucht. In Manns Notizen führt die literarische Geschlechtsumwandlung zu Verwirrung: Namen und Personalpronomen wechseln von einem Eintrag zum nächsten: Wo eben noch „ich“ für Thomas und „P.“ für Paul stand, finden sich wenige Zeilen später „sie“ für Adelaide und „er“ für Rudolf.

Noch in mehreren anderen Werken tritt Thomas Mann als Frau auf, etwa in „Felix Krull“ als Madame Houpflé, die es mit dem jungen Felix „wüst treiben“ will. Oder als Rosalie von Tümmler in „Die Betrogene“, die sich in den Englischlehrer ihres Sohnes verliebt.

Heute, mehr als 30 Jahre, nachdem mir mein Deutschlehrer das etwas speckige Taschenbuch geschenkt hatte, scheint in Deutschland die Freiheit an geschlechtlicher Diversität und individuellen Lebensformen größer zu sein als je zuvor. Doch Geschichte ist keine kontinuierliche Fortschrittserzählung, ein Backlash in den Ländern des Westens längst in Gang: In den ersten Monaten 2025 kündigt der ungarische Ministerpräsident Viktor Orban an, den Budapest Pride zu verbieten. In Großbritannien spricht der Oberste Gerichtshof Trans*frauen ihr Frau-Sein ab, in den USA setzt die Trump-Regierung eine Hatz gegen Trans*menschen in Gang. Und in Deutschland werden Regenbogenfahnen zerschnitten, queere Bars mit homophoben Parolen beschmiert.

Thomas Sparr – Alphabet des „Zauberberg“

© Jürgen Bauer

Thomas Sparr, geboren 1956 in Hamburg, ist Autor, Literaturwissenschaftler und Verlagslektor. Er besuchte das Johanneum zu Lübeck bis zum Abitur. Nach dem Studium der Literaturwissenschaft und Philosophie in Marburg, Hamburg und Paris war er von 1986 bis 1989 an der Hebräischen Universität in Jerusalem tätig, anschließend im Deutschen Literaturarchiv in Marbach. Von 1990 bis 1998 leitete er den Jüdischen Verlag, war Cheflektor des Siedler Verlags und arbeitet heute im Suhrkamp Verlag als Editor-at-Large. Er unterstützte Dieter Borchmeyer bei dessen 2022 erschienen Monografie „Thomas Mann. Werk und Zeit“ und veröffentlichte zum „Zauberberg“:

Zauberberge: Ein Jahrhundertroman aus Davos. Berlin 2024.

Als ich am 6. Juni 1975 vor dem Theater meiner Heimatstadt die Festgesellschaft sah, die den 100. Geburtstag des großen Sohnes von Lübeck feierte, ging ich noch zur Schule. Die „Buddenbrooks“ hatte ich gelesen, auch den „Tod in Venedig“. Mit „Tonio Kröger“ hatte ich mir Lübeck erlesen. Ich ging fortan anders, gedankenversunken durch die Beckergrube, die Mengstraße, die spitzgiebeligen Gassen der Heimatstadt. Im Sommer 1975 las ich den „Zauberberg“. Mit ihm tat ich mich schwerer. Er erschien mir fern, gesellschaftlich wie politisch entrückt. Fast ein halbes Jahrhundert später hat meine zweite Lektüre von Thomas Manns Buch die Perspektive ins Gegenteil verkehrt: Sein „demokratischer Roman“, wie Helmut Jendreieck ihn genannt hat, ist für die Zukunft – unsere Gegenwart – geschrieben. Der Antisemitismus, die „große Erregung“, die Stabilität von Institutionen wie Konventionen, Naphta und Settembrini als „demokratische Erzieher“ von Hans Castorp – all das hat Thomas Mann für uns und unsere Zeit geschrieben. Der alte Roman ist jung, neu.

Andreas Lesti – „Zauberberg“-Buch

© Andreas Lesti

Andreas Lesti, geboren 1975 in Augsburg, volontierte bei der „Augsburger Allgemeinen“ und arbeitete dort für ein Jahr als Sportredakteur. Im Anschluss studierte er Neuere Deutsche Literatur, Geschichte und Politikwissenschaft in Augsburg und Berlin. Nach einer elfmonatigen Reise durch die Welt wurde er Reisejournalist, u. a. für die „Neue Züricher Zeitung“, GEO Saison sowie bei der „Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung“, zunächst als freier Autor, seit Januar 2020 als Redakteur. Sein Schwerpunkt liegt auf Tourismus und Kultur in den Alpen und in anderen Bergregionen. Er erhielt für seine Reisereportagen mehrere Preise. Als Autor veröffentlichte er mehrere Bücher über die Berge, u. a. folgte er Hans Castorp mit dem Zug nach Davos, 2022 erschien:

Zauberberge – Als es die Dichter und Denker auf die Schweizer Gipfel zog. Auf den Spuren von Thomas Mann, Friedrich Nietzsche und Theodor W. Adorno. Wien 2022.

Tour de Schnee

Ein Jahrhundertroman war Thomas Manns „Zauberberg“ von Anfang an. Hans Castorp, der Protagonist, suchte auf den Gipfeln über Davos nach dem Sinn des Lebens. Wir sind ihm nachgegangen, Schritt für Schritt.

Im Tal ist es Sommer, 24 Grad, Menschen in T-Shirts und kurzen Hosen, die Eisdielen haben geöffnet. Aber oben, im Hochtal von Davos, auf 1500 Metern, hängt der Winter noch fest wie ein lästiger Verwandtschaftsbesuch, den man nicht mehr loswird: Minusgrade, ein eisiger Wind, auf den Dächern der Châlets türmt sich der Schnee anderthalb Meter hoch, und noch immer schneit es zart aus einem grauschlierigen Himmel. Auf der Schatzalp, noch einmal 300 Meter über Davos, sieht man abends die Lichter der Pistenraupen über die Hänge wandern, morgens wird man von den dumpfen Detonationen der Lawinensprengungen geweckt, und in den Nachrichten laufen besorgniserregende Berichte über Schneeunfälle in der Schweiz. Im April. So ist das im Gebirge!

Wir sind wegen des Schneekapitels des „Zauberbergs“ in Davos. 40 Seiten großartige Literatur, das Herzstück des Romans, in dem so ziemlich alles steckt, was Thomas Mann ausmacht. Geist, Leben, Tod, Krankheit, Liebe. Der lungenkranke Hans Castorp, Protagonist des Romans, will

dem Sanatoriumsdasein entfliehen. Er will raus aus der Welt der Kranken, will sich bewegen, in der Natur, im Gebirge, im Schnee. Und so macht er sich eines Tages auf, kühn und voller Tatendrang und entscheidet sich gegen den Rat seiner Ärzte, eine Skitour zu unternehmen. Er flieht, mit einem Paar hellbraun lackierter Eschenholz-Ski, in einer langärmeligen Kamelhaarweste und Wickelgamaschen, hinauf zur Schatzalp.

„Der Zauberberg“ ist die Geschichte von Hans Castorp, dem jungen Kaufmannssohn aus Hamburg, der in diese eigentümliche Welt der Berge gerät.

Castorp ist überfordert, bemüht, sich in diese ihm fremde Topographie einzufügen, wird selbst krank oder bildet es sich ein und versucht, seine Krankheit in den Griff zu kriegen. Er verliebt sich zu allem Überfluss auch noch und ist überforderter als zuvor. Er lernt Menschen kennen, die ihn manipulieren, bis ihm schwindelig wird, und in all den langen Reden, Vorträgen und Reflexionen spiegelt sich die weltpolitische Lage Europas. Schleichend wird er zu einem Teil der kranken Welt dort „oben“. Und inmitten dieser Geschichte ist das Schneekapitel eine Art misslungener Fluchtversuch.

Aber wo genau war er nun im Schnee unterwegs? Lässt sich die verwegene Tour heute noch nachvollziehen? Leider kann man sie nur ungefähr erahnen. Thomas Mann nennt außer dem Startpunkt (Schatzalp) und dem Ziel (Brämbühel in Davos) keine Ortsnamen, beschreibt das Gelände nur vage, schließlich irrlichtert er mit seinem Protagonisten durch Raum und Zeit.

Über das Sanatorium, das schon damals dort oben stand und noch heute als Hotel Schatzalp groß und mächtig die Landschaft dominiert, verliert er im Schneekapitel kein Wort, obwohl der Jugendstilbau der Bezugspunkt ist, bei gutem Wetter ein von fast allen Seiten gut zu sehender Orientierungspunkt mit wehenden Schweizer Fahnen auf dem Dach. Thomas Mann ignorierte diesen Umstand aus gutem Grund: Es hätte der Logik seines Romans widersprochen. Neunmal erwähnt er die Schatzalp im „Zauberberg“ und macht klar, dass sie real existiert und somit nicht das fiktive „Internationale Sanatorium Berghof“ sein kann, in dem Castorp ein Zimmer hat. Das befindet sich unten in Davos und macht viele Anleihen beim „Sanatorium Schatzalp“.

Vom Hotel aus geht es nach links, nach Südwesten, auf einem Wanderweg durch den Wald zum „Thomas-Mann-Platz“, einer kleinen Lichtung an der Brücke über den Guggenbach. Wie auf ein geheimes Kommando bricht die Sonne durch die Wolken, das heißt, nein, nicht ganz, ein letzter Wolkenschleier verdeckt sie, und das macht die Stimmung noch magischer, verwandelt die Bergwelt in ein weißblendendes, vernebeltes Gerhard-Richter-Gemälde. Als würde sich die Wirklichkeit aus dem Staub machen wollen. Castorps Tour ist hier auch nicht nachvollziehbar. Nach der Brücke wird der Wald dicht und das Gelände steil, kein Mensch würde auf die Idee kommen, sich da auf Tourenski hinaufzuquälen, nicht mal Hans Castorp. Er muss also nach rechts, nach Nordosten gegangen sein. Also zurück zum Hotel, vorbei an der Bergstation der Standseilbahn, vorbei am alten Gondelgebäude. Auf einem Wanderweg Richtung Strelaalp weisen rote Schneestangen den Weg, ganz so wie im „Zauberberg“! Hier

befindet sich das Skigebiet, das zur Schatzalp gehört, das es aber erst seit 1937 gibt. Heute heißt es „Slowmountain“, ein genial gewählter Name: ein entschleunigter Berg, in einem literarisch verewigten Raum, in dem die Zeit verschwimmt.

Das Gelände passt nun besser zu den Beschreibungen, wo von „Schrägen“, „Ebenen“, einer „Dünenlandschaft“ und hervorstehenden Latschenbüschen die Rede ist.

Weiter oben quert der Weg die Piste, und hinter einer Kurve begrenzt die Schiabachschlucht das Gelände. Dass Castorp dort hinuntergefahren ist, das ist noch unwahrscheinlicher als auf der anderen Seite. Es ist ein steil abfallender, dicht bewaldeter und undurchdringlicher Abhang. Das Ganze muss sich also auf dem Plateau oberhalb der Schatzalp, also in etwa auf der heutigen Skipiste abgespielt haben. Und das ist durchaus plausibel. Aber am Ende stellt sich heraus, dass sich das Zivilisationskind das meiste davon nur eingebildet hat. Er fährt auf und ab, dann „unversehens“ in eine Schlucht, aber diese „Schlucht“ ist mithin nur eine Geländesenkung gewesen und Castorp nur zwei Stunden unterwegs. Auch ohne Ski, denke ich mir, sollte ich in zwei Stunden hinauf zur Bergstation des Sessellifts, auf der anderen Seite wieder hinunter und durch den Wald zurück zum Hotel kommen. Aber da hatte ich die Rechnung ohne den Sommerwinter gemacht.

Denn der macht nun plötzlich Ernst. Von der Sonne ist keine Spur mehr zu sehen, stattdessen fällt die Temperatur mit einem Mal empfindlich, der Nordostwind bläst mir ins Gesicht, und grobe Schneeflocken schlagen geräuschvoll auf die Kapuze, immer schneller. Im Gestöber sind nur noch Schemen zu erkennen, Bäume links, ein paar Felsen rechts, vielleicht jene „verschneiten Felshügel“ aus dem Text?

Mit meinen Wanderstiefeln sinke ich bis zu den Knien im Schnee ein, einmal sogar bis zu den Oberschenkeln. Auch im Roman fallen immer mehr Schneeflocken: „Hans Castorp trat vor, um ein paar davon auf seinen Ärmel fallen zu lassen und sie mit den Kenneraugen des Liebhaberforschers zu betrachten.“ Das Wetter wird immer ungemütlicher: „Die Flocken flogen ihm massenweise ins Gesicht und schmolzen dort, so daß es erstarrte.“ Thomas Mann zelebriert den Winter und die Sprache: „Es war das Nichts, das weiße, wirbelnde Nichts, worein er blickte, wenn er sich zwang zu sehen.“ Und, unvergesslich: „Blödsinnig, regelmäßige Kristallometrie“ bedeckt ihn.

Um 16 Uhr erreiche ich im dichten Schneegestöber die Bergstation. Die Uhr am Lifthäuschen steht auf 14.30, ist offenbar stehen geblieben und scheint jedem Neuankömmling suggerieren zu wollen, dass alles in bester Ordnung sei und noch genug Zeit bleibe, um heil ins Tal zu kommen. Dann öffnet sich der Vorhang unvermittelt wieder, und das Hotel schält sich aus den Wolken heraus, dann Davos, dann links und rechts die beiden Schluchten, die Castorps Bewegungsradius eingrenzen. Alles ist erstaunlich nah und gut überschaubar und macht deutlich, wie schnell man im Schneegestöber die Orientierung verlieren kann. Links erhebt sich über der Schlucht der Ausläufer des Großen Schia, eine steile Felsflanke mit Lawinenfangzäunen durchsetzt. An jenem schneereichen Tag, den Thomas Mann beschreibt, hätte hier auch eine

große Lawine abgehen und Hans Castorp begraben können, dann wäre der Roman allerdings nach 640 Seiten zu Ende gewesen.

Es beginnt wieder zu schneien. Die Flocken wirbeln vom Tal herauf, und ich frage mich, wann der Winter vorbei sein mag. Das hat sich vermutlich auch Hans Castorp gefragt, als er, „das Sorgenkinde des Lebens“, vor dem Schober im Schnee liegend, wild halluzinierend, dem Erfrierungstod nur knapp entgangen war. Und einsieht, dass sein Fluchtversuch kläglich gescheitert war. Oder vielmehr: Sich gar nicht mehr entsinnen kann, dass es überhaupt ein Fluchtversuch war, als hätte der Schnee alles unter sich begraben. Der letzte Satz des Schneekapitels lautet: „Was er gedacht, verstand er schon diesen Abend nicht mehr so recht.

Der Text ist eine gekürzte Fassung des am 27.10.2024 in der „Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung“ unter dem Titel „Was Thomas Mann in den Schneeflocken fand“ erschienenen Artikels.

Unda Hörner – „Zauberberg“-Buch

Unda Hörner, geboren 1961 in Kaiserslautern, ist freie Autorin, Herausgeberin, Journalistin und Übersetzerin. Sie studierte Germanistik und Romanistik in Berlin und Paris, sie promovierte über die Schriftstellerin Elsa Triolet. Sie wurde für ihr umfangreiches Werk der fiktionalen und non-fiktionalen Literatur mehrfach ausgezeichnet, veröffentlichte u. a. über Erika Mann sowie 2022:

Der Zauberberg ruft! Die Boheme in Davos, Köln 2022.

Warum die Familie Mann?

Ein Mikrokosmos, Archetypen wie auf dem Olymp – zumindest, weniger mythologisch, Prototypen: Überväter, verlorene Söhne, der Bürger als Künstler, Grenzgänger, Selbstmörder und alle so übergroß wie für ein Buch erfunden. Geschichten wie aus einem Psychologiebuch, und mindestens eine hat etwas mit einem selbst zu tun. Die „Buddenbrooks“ als literarischer Spiegel der Familie – warum bringe ich zuweilen den Roman und die Familie Mann durcheinander?

In mindestens einer Figur kann man sich im Schoße der Familie wiederfinden – so kompliziert die auch ist, oder gerade weil. Ich schrieb einen biografischen Roman über Erika Mann, nicht nur, weil sie mich als Frau interessiert – ihre Zivilcourage in immer anders schwierigen Zeiten bewundere ich am meisten. Ihre Trauer um Klaus, den geliebten Bruder, eine Herausforderung für die öffentliche und ungemein kontrollierte Person, die sie war und die ungern ihre Gefühle gezeigt hat. Im erzählerischen Tempo, in Dialogen und inneren Monologen kam ich genau diesen besser auf die Spur als in Form eines reinen Sachbuchs.

Aber noch etwas anderes: Lübeck kenne ich von frühester Kindheit an. Auch München. Diese Ur-Orte der Mann-Familie, die ich immer sehr mochte. Und da hat sich immer etwas vermischt auf den Wegen durch diese Städte, Gegenwart und (literarische) Vergangenheit – die unsterblichen Manns liefen immer mit.

Stefan Bollmann – Zeitpanorama „Münchner Moderne“

© Stefan Bollmann

Stefan Bollmann, geboren 1958 in Düsseldorf, ist ein deutscher Bestsellerautor und Lektor. Er war nach einem Studium der Literatur, Geschichte und Philosophie Hochschulassistent in Mannheim und promovierte über Thomas Mann. Er gründete eine Kulturzeitschrift, aus der ein Verlag hervorging und ist Autor von mehr als zehn Büchern. Seine Bücher wurden in 16 Sprachen übersetzt und werden weltweit verkauft. Bollmann hat sich u. a. mit Veränderungen der Gesellschaft in der damals modernsten deutschen Großstadt München, die unter dem Einfluss von Schriftsteller:innen, Dichter:innen und vielen Künstler:innen der bildenden Kunst standen, nicht zuletzt unter dem von Thomas Mann:

Zeit der Verwandlung. München 1900 und die Neuerfindung des Lebens. Stuttgart 2023.

Warum ich Thomas Mann bewundere

Es gibt kleine und große Riesen in der Literatur, und Thomas Mann ist ein überaus großer Riese, im 20. Jahrhundert sicher der allergrößte deutsche Literaturgroßriese. Was ist der Grund für dieses Riese-sein von Thomas Mann? Ist ihm alles gelungen? Nein, keineswegs – lesen Sie zum Beispiel nur „Fiorenza“, sein einziges Theaterstück. Wie urteilte der Kritiker Alfred Kerr so despektierlich wie unerbittlich, nachdem er in Anwesenheit des Autors, zwei Reihen hinter ihm sitzend, der Berliner Uraufführung beigewohnt hatte? „Der Verfasser ist ein feines, etwas dünnes Seelchen, dessen Wurzel ihre stille Wohnung im Sitzfleisch hat.“ Das saß, auch wenn Kerrs Verriss sicher noch andere als rein literarische Gründe hatte: Der Autor der „Buddenbrooks“ hatte den Kritiker nämlich bei Katia Pringsheim ausgestochen, um die er ebenfalls und sogar noch vor ihm geworben hatte.

Thomas Mann konnte aber nicht nur Drama nicht, auch Lyrik, der man das Prädikat „große Klasse“ zugestehen würde, hat er nicht geschrieben. Er konnte eigentlich nur Prosa, aber die in allen Gewichtsklassen, vom Federgewicht der Kurzgeschichte über das Weltergewicht der Novelle und des Essays bis zum Superschwergewicht des dicken Romans à la „Der Zauberberg“, „Dr. Faustus“ und an Umfang kaum noch zu überbieten: „Joseph und seine Brüder“.

Und er ist mit dieser Prosa-Ausschließlichkeit in bester, moderner Gesellschaft, von Proust über Joyce und Virginia Woolf bis hin zu den großen amerikanischen Romanciers und denen der heutigen Weltliteratur: lauter geradeaus gerichtete Prosaisten.

Auch die Prosa aber ist ihm nicht in den Schoß gefallen, das hat Kerr ganz richtig gesehen. Thomas Mann war ein harter Arbeiter am Schreibtisch des Lebens, und er war vor allem ein fleißiger, steter Schreiber. „Nulla dies sine linea“, diese ursprünglich auf Plinius den Älteren zurückgehende und auf die Malerei gemünzte, erst später auf die Schriftstellerei übertragene Maxime war auch die Thomas Manns. Selbst wenn man im Durchschnitt täglich nur eine Seite schafft, kommen in drei Jahren über 1000 Seiten und damit ein Roman vom Umfang der „Buddenbrooks“ oder des „Zauberberg“ zusammen und Thomas Mann schaffte mehr, durchschnittlich fünf eng beschriebene Blätter pro Tag, zählt man die ungeheure Menge der von ihm geschriebenen Briefe mit. Und das trotz aller im Tagebuch akribisch festgehaltenen Durchhänger, Verdauungsbeschwerden und anderen Störfaktoren, unter denen immerhin auch eine Emigration und sechs, nicht gerade einfache Kinder waren. Als sich der Ende Zwanzigjährige bei den superreichen Münchner Pringsheims als Schwiegersohn ins Gespräch brachte, stieß das bei seinem zukünftigen Schwiegervater, dem Mathematiker Alfred Pringsheim, erst einmal nicht auf Gegenliebe. Denn er hielt Literaten für eine Spezies, die die beste Zeit des Tages im Bett und in Kneipen verbringt und ansonsten in Mansarden vermodert. Nicht nur darin aber hat er sich in Thomas Mann arg geirrt.

Was für eine enorme Aufbietung an Willenskraft muss es für einen jungen Mann, dessen Begehren eigentlich anderen jungen Männern galt, bedeutet haben, um eine junge Frau zu werben, in der Absicht, mit ihr eine Familie zu gründen? Die Naturwissenschaftsstudentin Katia Mann, die eigentlich gar nicht heiraten wollte, hat den enormen Willen hinter Thomas Manns Werbung sofort gespürt und sich dem intuitiv erst einmal widersetzt, um schlussendlich dann doch „Ja“ zu sagen. Was eigentlich an Problematik hinter dieser Entscheidung ihres zukünftigen Mannes steckte, seinem Leben eine den Konventionen und seinem Sicherheitsbedürfnis entsprechende bürgerliche Form zu geben, dürfte ihr trotzdem erst viel später klar geworden sein – worauf sie sich denn auch prompt Urlaub vom Familiendasein nahm, um sich in einem Davoser Sanatorium zu erholen.

Noch daraus hat Thomas Mann Literatur gemacht, womit wir neben der ungeheuren Willensanstrengung, verbunden mit enormem Fleiß, bei der zweiten großen Quelle seines literarischen Riese-seins wären: dem Talent, aus wenigem sehr viel zu machen. Thomas Mann war alles andere als ein Originalgenie; er hatte aber die ungeheure Begabung, aus dem bisschen Selbsterlebten und manchem Angelesenen ganze literarische Welten hervorgehen zu lassen, die in der Regel gar nicht nach bescheidener Erfahrungsbasis und vor allem viel Lektüre aussahen. Dafür bewundere ich ihn über die Maßen. Schon die „Buddenbrooks“, sein erster großer Roman, war im Kern eine Chronik der eigenen Herkunftsfamilie: Weniges musste er hinzuerfinden oder auch nur modifizieren. Was aber hinzukam, war neben Thomas Manns großer sprachlicher Darstellungskunst auch ein ironisch-satirischer Beobachterblick, den er sich in München als Redakteur der Zeitschrift „Simplicissimus“ antrainiert hatte.

Auch der fast 20 Jahre später geschriebene „Zauberberg“, Manns zweiter Riesenroman, hat viel von diesem Bystander-Blick. Ich habe lange gebraucht, und eigentlich ein ganzes Buch über die turbulente Schwabinger Bohème -Welt um 1900 schreiben müssen, um dahinterzukommen, dass Thomas Mann im „Zauberberg“ akribisch und sehr detailfreudig verarbeitet, was er in München, vor und nach der Eheschließung, als genauer Beobachter der Boheme und der geistigen Tendenzen seiner Zeit aufgesogen hat. Zu dem Selbsterlebten, das Thomas Mann dabei dem Beobachteten hinzufügte, zählt vor allem die Liebesgeschichte, die den Protagonisten Hans Castorp von seiner homoerotischen Neigung der Jugendzeit zu einer heterosexuellen Liebesnacht mit einer gewissen Clawdia Chauchat führt. Besser konnte er die Geschichte des eigenen Begehrens kaum in dem großen Roman verstecken; denn natürlich ist Clawdia Chauchat nicht Katia Pringsheim, sondern eher ein verschleiertes Porträt der Rilke-Liebhaberin Lou Andreas-Salomé samt ihrer Angewohnheit, in der Welt herumzureisen und dabei zu immer neuen Männern Beziehungen anzuknüpfen, während sie ihr Eheleben hübsch im Verborgenen hielt. Thomas Mann hat eben nicht nur das eigene Leben als Quelle genutzt, er hat auch die Spuren verwischt. Keiner sollte ihm auf die Schliche kommen, und doch wollte er alles verlautbaren. Oder, sagen wir es so: Er schrieb keine Autofiktion, nahm sich viel mehr Freiheiten gegenüber der realen Lebensgeschichte heraus als das heutzutage Autorinnen und Autoren tun, die unter dieser Flagge segeln. Aber alles, was ihn im Innersten berührte, einschließlich dessen, was er als Geheimnis bewahren wollte, ist in seine literarischen Werke eingegangen und ist dort dann auch gut aufgehoben: durchgearbeitet und zugleich so gut wie unsichtbar gemacht.

Thomas Mann ist auf dieses Verfahren bereits mit Anfang 20 gestoßen, als er den „kleinen Herrn Friedemann“ schrieb, diese Novelle über einen körperlich missgebildeten jungen Mann, der mit Anfang 30 seinen Seelenfrieden gefunden zu haben meint, den aber dann doch die Leidenschaft heimsucht in Gestalt einer „Belle Dame sans Merci“, einer schönen Frau ohne Mitgefühl, die ihn in den Suizid treibt. Hier ist nicht der Platz, im Detail der Analogie zwischen Friedemann und seinem Schicksal und dem jungen Autor und seiner Lebenssituation nachzugehen. Zitiert sei aber doch, was Thomas Mann in dieser Zeit einem Freund, angehender Schriftsteller und Homoerotiker wie er selbst, anvertraute: „Seit einiger Zeit ist es mir, als hätte ich die Ellenbogen frei bekommen, als hätte ich Mittel und Wege gefunden, mich auszusprechen, auszudrücken und künstlerisch auszuleben, und während ich früher eines Tagebuches bedurfte, um, nur fürs Kämmerlein, mich zu erleichtern, finde ich jetzt novellistische, öffentlichkeitsfähige Formen und Masken, um meine Liebe, meinen Hass, mein Mitleid, meine Verachtung, meinen Stolz, meinen Hohn und meine Anklagen – von mir zu geben … Das begann, glaube ich, mit dem ‚Kleinen Herrn Friedemann‘.“

Thomas Mann hat sich freigeschrieben. Er hat das Spiel mit den „öffentlichkeitsfähigen Formen und Masken“, die ihm erlaubten, mit seinen Erlebnissen und Sehnsüchten literarisch unter die Leute zu gehen, ohne sich preiszugeben, zunehmend souveräner gehandhabt und ist dabei zu dem erzählerischen Riesen mit dem Riesenwerk geworden, als den ihn die Welt schätzt. Bevor man dieses Verfahren des ständig aufgeschobenen, stets von Camouflage begleiteten Coming-outs der Unaufrichtigkeit oder Feigheit bezichtigt, weil immer nur Teilwahrheiten

und die noch versteckt preisgegeben werden, sei gefragt, ob ein solcher Vorwurf nicht etwas verwechseln würde: nämlich Literatur und ihre Fiktionalität mit Psychologie und Wahrheit. Und auch was er bezweckt: ein läppisches Geständnis statt eines riesenhaften Werks, das Generationen von Leserinnen und Lesern aufs Amüsanteste und Intelligenteste unterhalten und gebildet hat? Was für eine Farce wäre denn das!

Der große Maskenbildner Mann hat das, was er da tat, nicht nur selbst durchschaut. Er hat auch den Figuren seiner literarischen Anfänge, die in irgendeiner Weise immer schlecht mit dem Leben zurechtkommen, sein ganzes Schriftstellerleben lang die Treue bewahrt, auch als er längst Literaturnobelpreisträger und weltberühmt war. Eigentlich sind alle Helden Thomas Manns kleine Friedemänner; irgendein Knacks, eine Unzulänglichkeit, ein Defizit oder Defekt, etwas, das sie unwiderruflich zu Außenseitern stempelt, ist ihnen stets mit auf den Lebensweg gegeben. Nur dass sie ab einem gewissen Punkt in der schriftstellerischen Entwicklung Thomas Manns (der m. E. sehr viel mit seiner eigenen Familiengründung zu tun hat), nicht mehr wie der kleine Herr Friedemann (oder dann der große Gustav von Aschenbach) an ihrem Lebensproblem zugrunde gehen, sondern lernen, damit zu leben, ja, aus der Schwäche ihre ureigene Stärke zu machen. Tonio Kröger ist der erste von ihnen, dann aber vor allem Hans Castorp, der naive „Held“ des Zauberbergs, der in seiner Mischung aus Blauäugigkeit und Todesverehrung wie dafür gemacht scheint, an einem Ort des Sterbens, wie es ein Lungensanatorium seinerzeit war, aus dem Leben zu gehen. Thomas Mann rettet aber gerade ihn, indem er ihn, wie unverdient auch immer, nicht nur die Liebe erfahren, sondern auch als lebensbewegende, Lebendigkeit stiftende Kraft entdecken lässt. Gegen diese Sicht der Dinge mag sprechen, dass Thomas Mann seinen Helden nach sieben Jahren Zauberberg schlussendlich auf ein Schlachtfeld des Ersten Weltkriegs schickt und Hans Castorp diese seine Freisetzung wohl kaum überlebt. Aber dieser Held Thomas Manns geht nicht mehr an sich selbst, an den eigenen Lebensproblemen zugrunde, sondern wie so viele Männer damals wird er Opfer eines Kriegs, dessen Sinnlosigkeit mit seinem Fortgang immer erkennbarer wurde.

Thomas Manns Helden, auch die wenigen weiblichen unter ihnen, sind Held:innen aus Schwäche – das macht sie bis heute zu Modellen der Lebensdeutung, ja zu Vorbildern. Was der von seinem ungeliebten Außenseiterbewusstsein getriebene junge Thomas Mann anfangs nur als Stigma begreifen konnte, wurde dem anerkannten Schriftsteller und aufrechten Demokraten zum Zeichen von Erwähltheit: Ein so starkes, wortmächtiges Plädoyer für Individualität und Freiheit wie im Romanwerk Thomas Manns lässt sich in der Literatur des 20. Jahrhunderts ansonsten nur noch bei Virginia Woolf finden. Überhaupt haben die britische Schriftstellerin, die auch eine mit einem Mann verheiratete, aber frauenliebende Feministin war, und der mit einer Frau verheiratete, aber männerliebende deutsche Schriftsteller Thomas Mann mehr gemeinsam, als es auf den ersten Blick scheint: Bei beiden geschieht das Heranreifen zur Existenz als Schriftsteller:in vor dem Hintergrund eines gerade auch sexuellen Außenseiterbewusstseins und des Erlebnisses einer Künstlerboheme – Bloomsbury bzw. Schwabing. Und für beide ist die Literatur weit mehr als lediglich „imaginatives Schreiben im Sinne von Fiktion“, wie eine gängige Definition lautet. Sie ist für sie so viel mehr: das ihren Lebensproblemen adäquate Ausdrucksmittel, mehr noch das diese Lebensprobleme in geistige Bahnen

lenkende Überlebensmittel. Nicht zuletzt das ließ beide zu Riesen der Literatur heranwachsen, deren Wohnung das Sitzfleisch und nicht das pralle Leben gewesen sein mag, um noch einmal den Kritiker Alfred Kerr zu bemühen. Die dabei aber Werke geschaffen haben, in denen sich Menschen bis heute wiedererkennen und in ihren Schwierigkeiten mit sich selbst und dem Leben und auch in ihren Sehnsüchten ernst genommen fühlen.

Dank

Dank gilt an erster Stelle Dr. Caren Heuer, die von der Idee, in der Tradition der von Marcel Reich-Ranicki an Schriftsteller:innen gestellten Frage „Was halten Sie von Thomas Mann?“ zu seinem 150. Geburtstag von ihn adaptierenden oder sein Werk und Leben weiterentwickelnden Künsterler:innen wissen zu wollen, warum sie sich kreativ mit ihm beschäftigen, sofort begeistert war und ihr Team im Buddenbrookhaus für die Organisation des Projektes eingebunden hat.

Konkret bedeutet dies, dass Marlene Hartmann und Jana Weber, beide Volontär:innen im Buddenbrookhaus, nicht nur die Texte mit redigiert haben, sondern vor allem den für ein Projekt dieser Art essenziellen Kontakt zu Künstler:innen moderiert, uns ggfs. freundlich in Erinnerung gebracht und somit unsere sehr hohe Rücklaufquote ermöglicht haben. Ihnen dafür herzlichen Dank!

An Dr. Sascha Michel vom Lektorat der S. Fischer Verlage geht der Dank für die Aufbereitung aktueller Veröffentlichungszahlen der literarischen Texte Thomas Manns, die die heutige, hohe Relevanz des Primärwerks belegen.

Ohne Mirko Lux wäre die Veröffentlichung im Journal der Website „MANN 2025 – 150 Jahre Thomas Mann“ (https://mann2025.de/de/journal/) weder gestaltet noch umgesetzt worden, ihm gilt besonderer Dank.

Schließlich und vor allen anderen danken wir den Künstler:innen sehr herzlich, die sich die Zeit genommen haben, ihre Gedanken und Motivationen zu ihrer heutigen, kreativen Auseinandersetzung mit „Thomas Mann“ – trotz laufender Proben bzw. während ihrer Schreibprozesse – zu formulieren. Durch sie ist ein Panorama der aktuellen multimedialen produktiven Rezeption der Texte Thomas Manns sowie der Wahrnehmung seiner Person entstanden, das seine Relevanz im Jahr seines 150. Geburtstags bzw. noch 70 Jahre nach seinem Tod in einzigartiger Weise vereint.